

Die Neue Welt.



№ 36.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

In beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Zwei Tage später komme ich von meinem gewöhnlichen Abendspaziergang heim und bin fast verblüfft, als mir meine Wirthin eilfertig und eifrig mittheilt, ich hätte Besuch; der Herr Oberleutnant sei gewiß schon eine halbe Stunde da, habe aber nicht wieder weggehen, sondern meine Rückkehr abwarten wollen, obgleich sie ihm gesagt habe, daß es bei mir auf eine halbe Stunde ab und zu keineswegs ankäme und daß ich nicht sehr pünktlich sei.

In meinem Zimmer herrschte, als ich eintrat, schon vollständiges Zwielicht und eine durch die Dunkelheit glimmende Cigarre war zunächst das einzige, was sich erkennen ließ. Ueberrascht und erfreut — ich kannte ja nur einen Oberleutnant — beeilte ich mich, Licht zu machen und in die Konfusion hinein, die ich dabei unvermeidlicherweise anrichtete, klang es herzlich und übermüthig:

„Da der Berg nicht zum Propheten kommen will — aber es hat wahrlich Mühe genug gekostet. Sie haben sich ja als Genie nicht einmal bei einer wohlthätigen L. L. Polizei angemeldet, und es ist reiner Zufall, daß ich endlich glücklich ermittelt habe, wo Sie hausen. Nun sagen Sie mir aber, daß Ihnen mein Besuch eine kleine Freude macht, daß Sie für heute Abend nichts Besseres vor haben und daß Sie dazu aufgelegt sind, mit einem Laien über Bilder und Statuen zu plaudern.“

Es war mir inzwischen doch geglückt, Licht zu bekommen, und ich drückte die Hand, die sich mir entgegenstreckte, mit all dem Ungestüm und all dem Nachdruck, deren ein freudig Ueberraschter nur fähig ist. Da hatte ich ihn also auf einmal und er war von freien Stücken zu mir gekommen und ich konnte ihn, während er sorglos weiter plauderte, nach Herzenslust studiren. Ich wußte thatsächlich nicht, was ich anfangen, wie ich meiner Freude Ausdruck geben sollte, und hätte ich Elfer im Keller gehabt, er hätte hervor aus Kerzenlicht gemußt, zur Feier dieses Glückstags. Aber mein junger Kriegsmann, den bei seiner „erworbenen“ Gelassenheit und Besonnenheit meine Unruhe und Aufregung fast etwas komisch anzumuthen schien, lehnte alles ab und acceptirte nur ein Glas Bier, und so haben wir denn bis in den Morgen hinein Pilsner getrunken, wie die Stadtsoldaten gequälmt und das Blaue vom Himmel heruntergeredet. Erst als er sich lächelnd und mit vertraulichem Händedruck verabschiedet hatte, als ich ihm vom Fenster aus nachsah und mit einem fast melancholischen Gefühl der Vereinsamung seinen Säbel

das Trottoir entlang klappern hörte, kam mir zum Bewußtsein, daß er nach der ersten Stunde immer schweigsamer und schweigsamer geworden war, das Gespräch nur durch knappe Bemerkungen, lässige Einwürfe und Fragen im Gang erhalten und im übrigen meisterlich die ebenso lebenswürdige, als seltene Kunst geübt hatte — zuzuhören. Ueber seine Verhältnisse und Schicksale, seine Studien und Neigungen wußte ich so gut wie nichts und ich hatte doch, in einem wahren Fieber von Mittheilbarkeit, so ziemlich alle meine Wanderungen und Wandlungen wenigstens berührt und fast zu viel von meinen Sympathien und Antipathien laut werden lassen. Das verdroß mich hinterher nicht wenig; das gute, offene Lächeln, mit dem er zugehört und mich immer weitergelockt hatte, war mir ja gleich auch fein und humoristisch vorgekommen — jetzt aber fragte ich mich, ob es nicht vielleicht eine leichte Färbung von ironischer Ueberlegenheit gehabt habe, und ob er sich nicht am Ende, vor dem Einschlafen monologisirend, ein wenig über den enthusiastischen Künstler mokire, der gleich alle seine Hühner und Gänse vor ihm defiliren ließ.

So schloß der Abend doch mit einem leichten Miston; der junge Soldat, der halb ein harmloses Kind, halb ein in sich gefesteter, selbstbewußter Mann zu sein schien, den man weder überumpeln noch überlisten konnte, war mir denn doch in vieler Beziehung ein Räthsel, und wenn ich auch zuversichtlich hoffte, dieses Räthsel früher oder später zu lösen, so dachte ich doch beim Einschlafen unwillkürlich: „Armes Frauenherz, das du dich um diesen „gefährlichen“ Menschen verlierst! Er hat für dich den verhängnißvollen Reiz des Geheimnisses und der Versuch der Lösung kann dich ein Lebensglück kosten!“ Aber dann sagte ich mir wieder, daß er eine viel zu stolze, vornehme und ehrliche Natur sei, um den Frauen nachzustellen und ihnen aus Laune, Dangerweile und Eitelkeit Fallen zu legen — ich mußte über den eignen Gedanken lächeln und schämte mich desselben auch ein wenig, und als ich mir am nächsten Morgen den Schlaf aus den Augen rieb, begann ich mich zwar dunkel darauf, mit vieler Lebhaftigkeit von meinem jungen Freunde geträumt zu haben, aber ich hatte mir noch das eine Gefühl, einen der seltenen Menschen kennen gelernt zu haben, die man von der ersten Stunde an lieb haben und denen man ein unverständiges, kaum zu rechtfertigendes Vertrauen entgegenbringen muß, und der Gedanke, daß ich ihn am Abend in seiner Wohnung auffuchen sollte, vergoldete den trüben, regnerischen Morgen; ich glaube, ich bin nicht

viel vergnügter und stilleriger an dem Morgen gewesen, an dem ich auf himmelblauem, mit Engelsköpfchen verzierten Papier die Einladung zu meinem ersten Rendezvous erhalten hatte — und das war doch schon sehr lange her und ich war seitdem um manchen Grad kühler geworden. Als ich (eine Viertelstunde vor der verabredeten Zeit, wie ich bekennen muß) bei ihm klingelte, öffnete mir ein Diener, der noch nicht einmal den Mund geöffnet hatte, als ich bereits wußte, daß er keiner von all den Nationalitäten und Nationalitätchen des polyglotten Kaiserreichs angehörte; seine nordalbingische Stammesangehörigkeit war ihm in Fraktur ins ehrliche Gesicht geschrieben, und er sprach denn auch das reinste und knorrigste Platt, das man sich nur wünschen konnte. Während der Occupation Holsteins durch die Oesterreicher hatte er, wie ich später erfuhr, den kaiserlichen Rock angezogen, wie so mancher von seinen Landsleuten, und nun war er bereits so mit seinem Herrn verwachsen, der blauäugige, schlackköpfige, phlegmatische Holsteiner, daß er sich um keinen Preis wieder von ihm getrennt hätte.

Es war nicht eigentlich eine hohelegante Wohnung, in die ich geführt ward, aber sie war äußerst geschmackvoll und behaglich eingerichtet und legte den Schluss nahe, daß der Inhaber gern und viel zu Hause sei und — die Mittel besitze, seinem Schönheitsforn voll auf Genüge zu thun, ohne ängstlich rechnen zu müssen. Es ging kein weichtlicher Zug durch diese Einrichtung, durch nichts stand sie in Widerspruch mit dem Soldatenthum des Bewohners und doch mußte ich mir sagen, daß es wohl keiner von seinen Kameraden verstehen würde, sich gerade so einzurichten. Als ich ihm nach prüfender Umschau in den Haupträumen, während deren er meinen Blick mit einer gewissen Spannung verfolgte, ein Kompliment über sein reizendes Junggefellensheim machte, sagte er: „Nun ja, wenn ich's hübsch und behaglich haben kann, ist mir's schon recht — Bedürfnis ist mir's freilich nicht und ich schlafe ganz ebenso fest und süß zwischen leinenen Bettwänden oder unter freiem Himmel, den Mantel als Decke.“ Er hätte hinzufügen können, daß er Anspruch darauf habe, „fine lame“ genannt zu werden, daß er über sehr subtile Küchenkrassen mitreden könne und daß ihm dennoch bei einem Stück Kommissbrot und Speck ganz ebenso wohl sei, so daß er, ohne im geringsten dadurch genirt zu werden, zu dem frugalsten Soldatenregime übergehen könne; ich sollte es bald weghaben, daß er allen Komfort des Lebens nur als einen Schmuck ansah, als einen reizenden, aber immerhin recht entbehrlichen Schmuck.

In diesem Abend bekam ich denn auch einiges über seine persönlichen Verhältnisse zu hören, aber nur so beiläufig, als könne mich dergleichen keine Minute interessieren. Er war also ein geborener Hannoveraner, was man ihm durchaus nicht anhören konnte; sein Hochdeutsch war frei von jedem Dialektanklang. Einer armen adeligen Familie entstammend, hatte er in früher Jugend den Vater verloren und war dadurch mit Mutter und Geschwistern von der Güte eines reichen unverheirateten Onkels abhängig geworden, der es in der österreichischen Armee bis zum General gebracht hatte und auch jetzt noch, obwohl er längst in den wohlverdienten Ruhestand versetzt war und sich nach dem Eldorado aller österreichischen Pensionäre, nach Graz zurückgezogen hatte, mit Leib und Seele Soldat war. Seinem Wunsche gemäß war Curt ebenfalls in die österreichische Armee eingetreten, ohne Vorliebe, aber auch ohne lebhafteste Abneigung; nur das hatte er sich ausbedungen, zur Artillerie oder zum Genie gehen zu können, und der alte Herr, der freilich lieber einen „schneidigen“ Husaren oder Ulanen aus ihm gemacht hätte, hatte sich am Ende gefügt, wenn schon nicht ohne einiges Brummen über die überflüssige Gelehrsamkeit, die vor dem Feinde auch nicht viel helfe. Mir selber ist alles „höhere“ Rechnen zeitweilig ein böhmisches Dorf gewesen und das Wurzelziehen und der Gebrauch der Vega'schen Tabellen hat meinem Künstlerkopf nie eingetrichtert werden können, ich konnte es mithin schwer fassen, daß ein Mensch, in dessen Augen man alles lesen konnte, nur nicht eine Vorliebe für algebraische Gleichungen und für Stereometrie, mit diesen mir in so hohem Grade imponirenden Wissenschaften fertig geworden war und sprach meine Bewunderung über diese Neigung für die Mathematik aus. Er lachte und meinte:

„Vorliebe? Wo denken Sie hin? Bis zum Verlassen der Realschule war mir noch alles, was nur im entferntesten an die Mathematik erinnerte, ein Grauel, so sehr überwucherte bei mir die Phantasie; ich hatte einen tiefen Widerwillen gegen alles Abstrakte, und in den Sprachen war ich allen Kameraden überlegen, eine Regel aber behielt ich nie, so wenig wie in der Geschichte

eine Jahreszahl. Als ich aber Soldat werden sollte und mir sagte, daß ich zum Rekrutendrüllen doch ein für allemal verdoeben sei, also eine der gelehrten Waffen wählen mußte, warf ich mich eben auf die so schöne vernachlässigte Mathematik und Sie werden doch gewiß nicht behaupten wollen, daß ein Mensch, der gerade kein Idiot ist und ernstlich will, ihrer Schwierigkeiten nicht Herr zu werden vermöchte. Ebenso gut und ebenso leicht hätte der Herr Onkel General aber auch den Kassirer und Buchhalter eines großen Bankgeschäfts oder einen Gymnasiallehrer oder einen Professor der modernen Sprachen aus mir machen können und wahrscheinlich wäre das letztere sogar leichter gewesen, da hier meine Neigung ins Spiel kam.“

Im Verlauf des Gesprächs erfuhr ich dann, daß mein junger Freund „zur Erholung“, aber mit vollstem wissenschaftlichen Ernst, Literatur trieb, daß er jedes Jahr eine neue Sprache erlernte, das Jahr vorher des Italienischen Herr geworden war, jetzt Spanisch trieb und sich auch für Architektur lebhaft interessirte. Sollte über diesen „Allotria“ der Dienst und die Kriegsgeschichte nicht Noth leiden, so war herzlich wenig Zeit für gefellige Freuden übrig und ich räumte ihm willig ein, daß er die Stunden zu Rathe ziehen und sich auf den Umgang mit einigen gleichstrebenden Kameraden von der Artillerie und vom Genie beschränken müsse, zu denen ich nun als willkommene Ergänzung käme. Jede Einladung von Seiten der Familien, bei denen er eingeführt sei, empfinde er als eine Störung seines fleißigen Stilllebens, und in der That fand ich ihn später, wenn er zu einem Souper oder zu einem Ball gehen mußte, regelmäßig in einer sehr komisch wirkenden, aber sehr ernst gemeinten Verzweiflung. Seine Laune war dann jedesmal die denkbar schlechteste, d. h. selbst der treue Jehan bekam zuweilen ein ungeduldiges Wort zu hören, ohne sich darüber wundern zu dürfen, denn seinen Herrn ärgerte in solchen Stunden die Fliege an der Wand. Wenn ich ihm lächelnd vorhielt, daß er doch viel zu jung sei, um den menschen scheuen Anachoreten zu spielen und daß die jungen Damen und vielleicht auch die in gewissen ungewissen Jahren sicherlich ihr bestes thäten, ihn zu fesseln, warf er wohl unwirlich die Mütze auf den Tisch und sagte nicht ohne sarkastische Schärfe: „Freilich, sie lächeln mir in allen Süßigkeitsgraden zu, aber das ist eben das Unausstehliche. Man hält mich für einen epouseur, weil man sehr genau weiß, daß ich protegirt werde und also auch meine Karriere mache, daß ich einen alten sehr reichen Onkel zu beerben habe und daß er mir, wenn ich ihm heute meine Verlobung meldete, schon jetzt nachdrücklich unter die Arme greifen würde. Mir ist also jedes Entgegenkommen verdächtig, ja selbst die Kälte, weil sie affektirt sein kann und von der Schlaueit als Lockmittel verwendet wird, wenn die Süßigkeit nicht anschlagen will. Und dann — was soll ich mit den Dämmern anfangen? Entweder bringen sie mich zum Gähnen durch ihre imitirte Naivität, die man halb und halb verpflichtet ist, hinreißend zu finden, oder sie halten es für angezeigt, mir gegenüber, der ich nun einmal im Auge stupender Gelehrsamkeit stehe, ihr unverdautes Penionswissen auszukramen und über die schwierigsten Materien mit der Tollkühnheit der Halb- und Viertelwisserei apodiktische Urtheile abzugeben, von deren Gächerlichkeit sie auch nicht die blasseste Ahnung haben. Und mir ist meine Zeit zu kostbar zu solchem Geschwätz, seit dasselbe aufgehört hat, den zweifelhaftesten Reiz der Neuheit für mich zu haben; früher ging ich wohl zuweilen in Gesellschaft, um Studien zu machen, aber an die Stelle des Interesses ist längst die ödeste Langeweile getreten und ich habe mich schon still aus einem Ballsaal verloren, um mir meinen „Trelawney“ noch satteln zu lassen und stundenlang durch die Nacht zu jagen und staub- und schmutzbedeckt mit einem stummen, ironischen Gruß unter dem Saal vorbeizutragen, wenn droben nach dem letzten Galopp die zierlichen meißner Moccaschälchen die Runde machten. Es ist auch schon vorgekommen, daß ich eine verhasste Einladung zwar annahm, mich aber in letzter Stunde noch unter einem Vorwand entschuldigen ließ und dann, um nicht so leicht gesehen zu werden, in Sturm und Wetter einen nächtlichen Gewaltmarsch vornahm; kam ich dann im Morgengrauen heim und fand beim Ausziehen der Stiefel, daß mir der Strumpf an dem wunden, blutenden Fuß festklebte, so konnte ich recht vergnügt und schadenstroh vor mich hinschlafen — hatte ich sie doch wieder einmal um das Vergnügen geprellt, mich eine Rolle in ihrer faden Komödie spielen zu sehen und mir ein Vergnügen gemacht, indem ich allen Uebermuth und Ueberchwang der Jugend in meiner Weise austobte.“

Er hätte hinzufügen können: „alle gährende Leidenschaft meines Naturells“, aber so wenig er seine Züge in der Gewalt hatte, so schwer passirte es ihm, ein Wort mehr zu sagen, als er wollte, und über seine Eigenart und den tiefsten Kern seines Wesens breitete er geflissentlich einen dichten, trügerischen Schleier, selbst seinen besten Freunden, oder sagen wir lieber „nächsten Bekannten“, gegenüber. Für mich, der ich ja nach und nach hinter das Geheimniß seines Innern kam, hatte es einen eigenthümlichen Reiz, das kaum merkliche, seine Lächeln zu beobachten, mit dem er gelegentliche Vorwürfe seiner Kameraden über seine „Temperamentlosigkeit“, über seine „Kälte“, über seine „unnatürliche, philosophische Ruhe“ hinnahm, ohne sie abzuwehren. Oft lag soviel Ironie, soviel Ueberlegenheit, soviel geheimes Behagen in dem Blick, der dabei auf den Sprechenden sich heftete, daß die Betreffenden zuweilen mitten in ihrem unmutigen Eifer innehielten, ganz verdußt durch den räthselhaft-listigen Ausdruck seines Gesichts, aber dieses Lächeln hatte zugleich etwas so Grundgutmüthiges und Wohlwollendes, daß der also Verblüffte, wenn Curt freundlich sagte: „Ach, laßt mir doch meine Art, — wie ich eigentlich bin, das wißt ihr ja doch nicht und dahinter werdet ihr auch nicht kommen!“ den Gegenstand kopfschüttelnd, aber lachend fallen ließ.

Da ich zu jener Zeit in der guten Gesellschaft der alten Moldaustadt ziemlich en vogue war und vielfach eingeladen wurde, hatte ich von dem Moment an, in welchem meine Intimität

mit dem interessanten jungen Offizier ruckbar ward und man uns öfters Arm in Arm flaniren sah, häufig neugierige Fragen nach dem „kalten Norddeutschen“ zu beantworten. Die Männer, namentlich die in gereifterem Alter, deren Unterhaltung er gern suchte, nannten ihn einen soliden, strebsamen jungen Mann, der bei einigem Glück seinen Weg machen werde, und hatten sämtlich eine ausgesprochene Vorliebe für ihn, der wohl, ihnen unbekannt, hauptsächlich die Thatsache zugrunde lag, daß er sich, wie ich euch schon vorhin sagte, meisterlich auf die unscheinbarste aller geselligen Künste verstand, auf die Kunst, zuzuhören und durch scharfsinnige Fragen den Grad seiner Antheilnahme an den Tag zu legen. Die gewöhnlichen jungen Mädchen nannten ihn stolz, eitel, dückelhaft, über alle Begriffe verwöhnt, die gescheiteren fürchteten sein gutmüthig-ironisches Lächeln und seinen forschenden Blick wie Feuer und witterten hinter jedem Wort eine kleine Bosheit. Die Frauen nannten ihn theils blasirt, phlegmatisch oder kalt, theils einen von Ehrgeiz verzehrten Sonderling; hin und wieder begegnete man wohl einer feineren Vermuthung, z. B. der, daß hier wahrscheinlich eine geheimnißvolle Liaison mit einer sehr vornehmen Dame im Spiele sei, die ihn ausschließlich beschäftige, wenn nicht vielleicht die Dame es aus Eifersucht zur Bedingung gemacht habe, daß er sich jeder andern zarten Intrigue enthalte, und ihn in Gesellschaft überwachen lasse, sodaß ihm die Flügel gestutzt seien.

(Fortsetzung folgt.)

Heber deutsche Familiennamen.

Von M. Wittich.

(Schluß.)

Wir führen nun noch ein paar in unsere vier Klassen nicht einzureihende Namenssippen auf.

Im ausklingenden Mittelalter regte sich besonders kräftig der deutsche Humor, Till Eulenspiegel ist sein lieber Sohn, an dem er Wohlgefallen hatte. Das Foppen und Necken florirte, die fahrenden Ritter der vorübergehenden Periode wurden parodirt und ins Lustige umgefekt durch fahrende Narren, die mit Fuchschwanz und Schellentappe durchs Land zogen und den Weisen sagten, daß sie ihresgleichen und auch nur Narren seien. Die Gelehrten disputirten an den Hochschulen über possenhafte Thematata, ja, der Humor saß sogar dem Prediger im Nacken, der die Kanzel bestieg. Konnte es ausbleiben, daß auch die Namen in diese Strömung mit hereingezogen wurden? Uebernamen, Spitz- und Spottnamen schossen von jeher auf deutschem Boden wie die Pilze zahlreich empor, und manch' einer blieb an der so benannten Person haften und wurde als erblicher Familienname verewigt, daß wir noch heutigen Tages unzählige Vertreter dieser Sippe vorfinden. Beispiele sind: Kattentit (Katzentzige), Meerfatz, Mäusezahl (Zahl gleich Zappel, Schwanz), Lochhase, Bagenstecher (Frosch gleich Popp!), Forndran, Schnapphahn, Schmachthahn, Suchenwirth (Such den Wirth gleich Saukaus), Wippsturz, Bierlumpel, Sufewind, Sauerbrei, Süßemilch, Haberlaus, Krassfuß, Hasenfraß, Hänfeschnabel, Duventkropp (Taubentropf), Rindsmaul, Ziegenfack, Ziegenbalg, Loisebein, Käseberg, Käsevier, Schluderbier, Sauerhering, Brathering, Luderhaas, Grasewurm, Hauto oder Hotho (gleich Haut zu), Griepentel (Greif den Kerl!) und wie sie alle heißen; eher würde einem der Athem ausgehen, als der Borrath von humoristischen und komischen Familiennamen sich erschöpfen!

Zum Theil humoristisch gemeint, zum Theil aber vielleicht aus einer ganz bestimmten Lage, bei einem absonderlichen Ereigniß erfunden, ist die Gesamtheit der sogenannten imperativischen Namen, — Namen, in denen Zeitwörter in Befehlsform und ihr erweiternder Zusatz zusammengewachsen und erstarrt sind. Beispiele hierfür sind: Thudichum, Schlichtegroll, Bleibimhaus, Weibnichtlang, Thugut, Schlagintweit (gleich Schlag entzwei), Hasenpflug (gleich Haß den Pflug, vielleicht ein Raubritternamen), Wagenpfeil (gleich Wag' den [oder einen] Pfeil), Zuckschwert (gleich Bude das Schwert), Kliebenschädel, d. i. Kliebe, gleich Berspalte den Schädel, Springenzaun, Jagenbeutel (gleich Jag' den Teufel), Hebenstreit (gleich Erhebe den Streit); zu dem oben angeführten Verebecher können wir noch einen Stürzenbecher fügen und schließlich daran erinnern, daß der größte englische Dichter einen

so gebildeten englischen Namen trägt: Shakespeare heißt gleich Schwinge den Speer.

Die zwangsweise den Juden zubitirten Namen Pober oder Blauhut (Spitzname des Teufels), Dohs u. s. w. zeugen auch von dem übermüthigen Humor der Zeit in der Namengebung.

Aber schon im 13. Jahrhundert finden wir komische Namensbildungen, mit denen man vorzüglich schlimme Dinge zu mildern oder seinem Born über dieselben eine wohlthätige Ableitung durch den Humor zu geben suchte. Dahin gehören die Namen der Raubrittergenossen des Bauernsohnes Helmbrecht, die da heißen Lemberflind, d. i. einer, der ganze Lämmer verschlingt, die er dem Bauern natürlich erst gestohlen hat, ferner Slikenwider, d. i. Verschlucke den Widder. Doch hören wir den Text des Gedichtes selbst:

Die zweene sind

Von den ich han (habe) die Lehre.

Noch nenne ich die mehre

Hellesack und Rüttelschrein*)

Das sind die Schulmeister mein

Kuhestraß und Muschenkelch**)

Mein Gefelle Wolfesgaum (wolfesgaume),

Wie lieb ihm sei seine Ruhme,

Sein Vase, sein Dheim und sein Bette

Und wäre es Hornunges Bette: (alte Winterszeit im

Er läßt nicht an ihrem Leibe [Februar])

Dem Manne noch dem Weibe

Einen Faden für ihre Scham,

Den Fremden und Verwandten sam (d. i. gleichermaßen).

Und mit ähnlichen Zusätzen werden ausgeführt die Raubrittergenossen Wolfesdrüffel (Wolfschlund, Drüffel gleich Gurgel) und Wolfesdarm. Das sind Gesellschafts-, Bruderschafts- oder Ordensnamen der feinen Burtschen. Helmbrecht selbst bekam den Namen Slikengeu, d. i. der alles verschlingt, was im ganzen Gau zu finden ist.

Solche Räubernamen blieben aber nun haften, und noch heut floriren Familiennamen, wie Begejack, d. i. Bege den Sack (Reisetasche) leer, Fikelscheerer, d. i. der die Geldbeutel den Kaufleuten abschneidet und dergleichen mehr.

*) Höllesack und Rüttle den Schrein, d. i. erbrich den Schrank.

***) Das ist: der Küche frißt, und Muschenkelch mag wohl einen bedeuten, der Kelsche stiehlt oder „mauset“. „Gemuschte Kelsche“ nennt das bairische Landrecht unter den verbotenen Pfändern.

Ueber diese Schimpf- und Ueberrnamen sollte doch auch einmal eine Einzelabhandlung geschrieben werden, wobei gewiß mancherlei kulturgeschichtlich interessantes zutage kommen würde; für uns kann es hier nur einen Punkt der Betrachtung abgeben, von dessen Behandlung wir nur hoffen, daß sie unseren Lesern nicht zu lang ausgesponnen erscheinen möge, war sie doch im Zusammenhange und an dieser Stelle nothwendig und nicht zu entbehren!

Uebrigens ist bis dato nur von kerndeutschen Namen die Rede gewesen. Aber in den Familiennamen haben wir ebenso wie bei den Taufnamen mit der Mode zu rechnen, die sich so gar häufig mit dem Einheimischen nicht genügen ließ, sondern in die Fremde ging, um auch den Namen ein fremdländisch Gewand zu entlehnen, sei es nun à la Grec, à la Romain oder à la Française!

Die Bekanntschaft mit dem klassischen Alterthum führte eine ganze Sintfluth von antizugestuzten, ursprünglichen deutschen Namen ins Leben ein: das Fremde sollte vornehmer sein, denken ließ sich bei einem so umgewandelten oder kühn erfundenen Fremdnamen auch nicht mehr, oft aber weniger, als bei dem als zu gewöhnlich beiseite geschobenen deutschen. Wie betroffen würde mancher dareingeschaut haben, wenn ihm die eigentliche Bedeutung eines so stolz und erhaben klingenden Fremdnamens klar gewesen wäre; wenn er etwa, jenes stolzen und kriegskundigen Römers eingedenk, sich Cäsar nannte, wie groß wäre wohl sein Schreck gewesen, wenn ein Sprachkundiger ihm gesagt hätte: „Auf gut deutsch bist du nun eigentlich auch weiter nichts als ein gewöhnlicher Krause.“ Cäsar sowie Krause bezeichnet ursprünglich einen Menschen mit krausem, lockigen Haupthaar. Da hätte er ja wieder das alltäglich Gewöhnliche, was er vermeiden wollte bei der Namensverleihung, freilich hätte er die Nichtkenner des Lateinischen glücklich getäuscht, nicht aber die Wissenden.

Die Vergriechung und Verlateinerung der Namen war in der Reformationszeit gut im Zug. Fast alle Löffler, die Latein konnten, nannten sich Cochlearius, alle Dehler, Dehlschlängel, Dehlmann u. s. w. Olearius, und Luthers gelehrter Freund Melancthon ist nur unter diesem Namen bekannt und nicht jedermann weiß, daß dies eine Vergriechung des alten Namens Schwarzerz sein soll. Die Uebersetzung ist außerdem noch falsch, mit schwarzer Erde hat der ursprünglich deutsche Name des Gelehrten Melancthon garnichts zu thun. Die Habermann nannten sich nun Avenarius, die Holzmann Kylander, die Neumann Neander, die Bäcker, Becker oder Beck Pistor, Pistorius, woraus man denn wieder verdeutschend das süddeutsche Pfister und Pfistermeister machte. Der Schneider ward ein Sartorius, der Wagner ein Planstrarius. Ein gewisser Rosmann zu Gmünd an der Wobra, dem ehliche schlechte

lateinische Verse aus der Feder geflossen waren, schämte sich nun vor lauter aufgeblähtem Gelehrteindünkel des Namens seines Vaters, der ein biederer Schmied war. Diesen Gewerbsnamen seines Vaters übersezte er lateinisch: Faber*), dazu setzte er Nonius, was an die Musen, die Göttinnen der Dichtkunst, erinnern soll; so hieß er nun Fabronius, Musenschmied, was man, ohne ihm sonderlich unrecht zu thun, auch mit Reimschmied übersetzen könnte. Bilmar, der ein verdienstliches Namenbüchlein geschrieben hat, bemerkt bei Gelegenheit dieser übersezten Namen, er habe einen Holzhacker gekannt, welcher zwar Kylander hieß, aber sein Holz stets auf gut deutsch sägte und spaltete, und der marburger Postmeister mit dem langen griechischen Namen Mesomylius (d. i. Mittelmüller, der Ahnherr war Müller in der Mittelmühle bei Wetter!) merkte nicht, daß er das Gesangbuch in der Kirche verkehrt hielt, denn er hatte weder auf griechisch noch auf deutsch lesen gelernt!

Auch diese Fremdlerei forderte den Zorn der Satiriker heraus. So schrieb Moscherosch in seinen an anderer Stelle in diesen Blättern angezogenen „Gesichten Philanders von Sittewald“ auch erbittert gegen diese Mode seiner Zeit. Sein Held Philander von Sittewald wird von den alten deutschen Reden Siegfried, Ariovist und andern arg gescholten auch ob seines Namens:

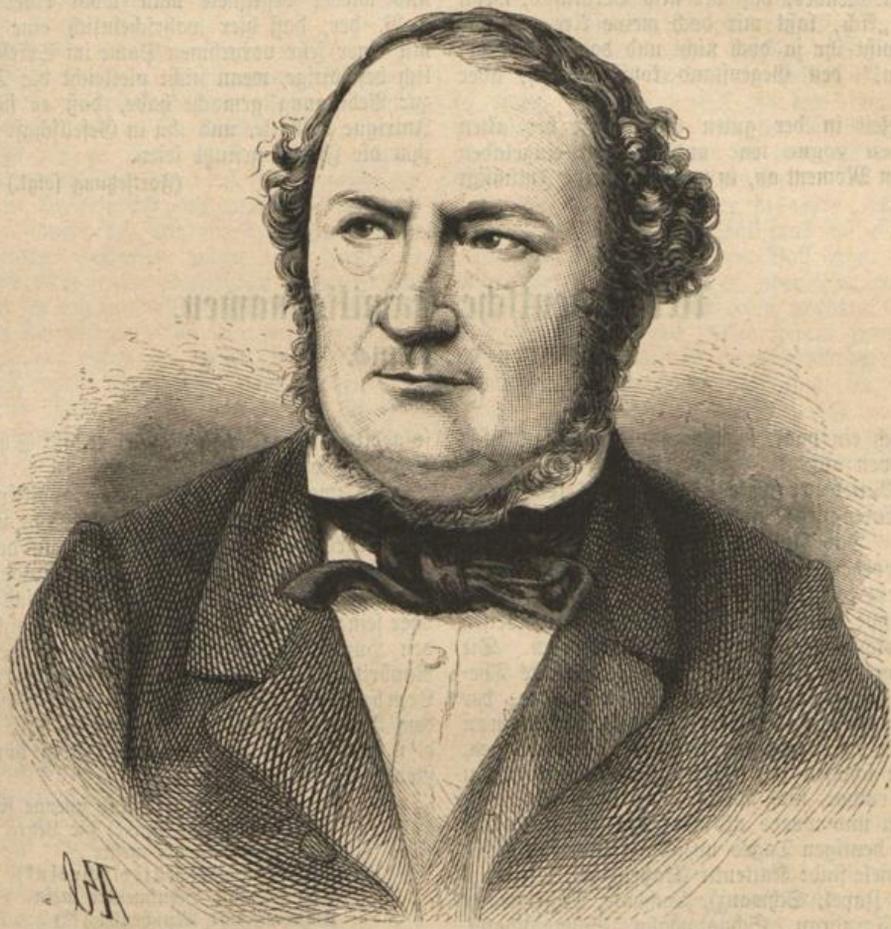
„Warumb dann, so du ein geborner Teutscher bist, hastu nicht auch einen deutschen Namen? Was soll dir ein griechisch und hebräischer Name im Teutschland? Was ist Philander für ein Gefräß? Bistu von Sittewaldt, warumb hastu einen wälschen Namen? — Was? hm? Was meinstu? Hä?“ — „Schämt ihr euch denn ewrer selbst und ewrer redlichen Vorfahren? Schäme dich für den Teuffel, wenn du

eine ehlich deutsche Ader in deinem Leibe hast, daß du einen andern Namen, einen Ausländischen Namen, und den du vielleicht selbst weder verstehst, noch weißest, solst einem verständigen, bekannten Teutschen Namen vorziehen oder mit Wälschen Farben anstreichen, mit De und Di füttern wollen.

„Wer seinen anererbten Namen
Flücht mit wälschem Neß zusammen
Und wär' gern ein Zunkerlein,
Der hat Mangel an ein sparren
Und gehört ins Buch der Narren,
Solt er sonst ein Doktor sein!“

Und doch verlateinerte und vergriechte alle Welt ihren deutschen Namen; wer nicht sprachmächtig genug war, ihn ganz zu übersetzen, der hängte ihm doch wenigstens das Schwänzchen us oder sen als Endung an, um sich über den „Pöfel“ zu erheben!

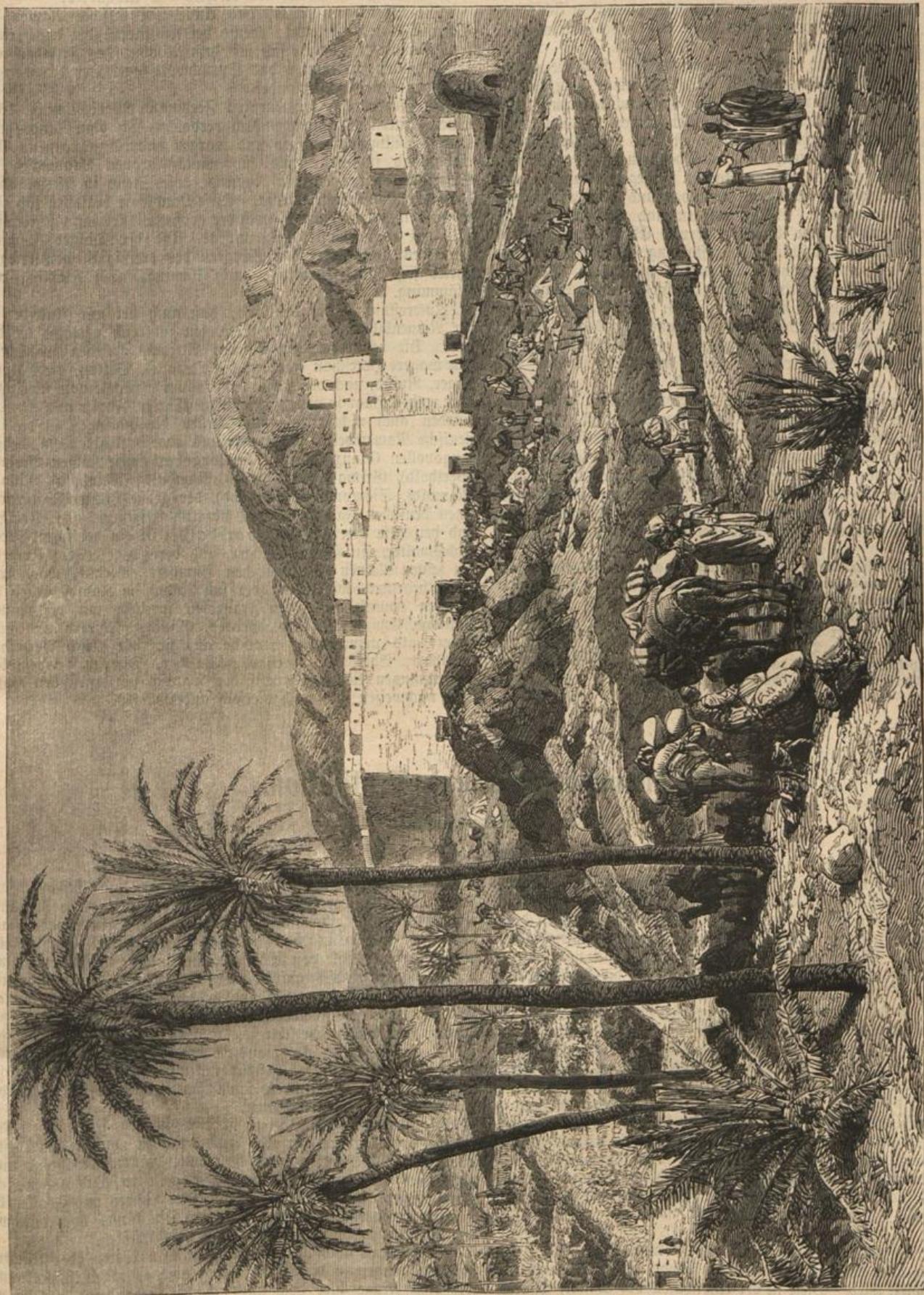
*) Die Vorfahren des berühmten Bleistiftfabrikanten Faber waren auch Leute, die den einfachen Namen Schmied trugen.



Georg Gottfried Servinus. Seite 431.)

Eine falsche Bildungssprahlerei ist es auch und nur auf Unkenntniß des Sachverhalts zurückzuführen, wenn wir in guten

deutschen Namen den Buchstaben B gleich W sprechen, also Wilmar statt Bimar, das der Vielberühmte bedeutet, und wenn



Sauya-el-Stad in der Oase Sufra. (Seite 482.)

wir Bernaleken (der Ton liegt auf dem a) etwa sprechen Bernaleken, mit Betonung der vorletzten Silbe, letzteres bedeutet: Frau

Uleken Sohn, d. i. Sohn der Frau Adelheid. Allgemein spricht man den berühmten Schauspielernamen Devrient französisch

aus, während er niederdeutsch ist, de vrient gleich der Freund! Freilich schwimmt sich's hier sehr schlecht gegen den Strom! Auch ist die Sache ja nicht so wichtig, daß das Leben daran hinge, es macht uns aber eben Freude, dem Bildungsbüffel eins am Zeuge zu flicken und ihm zuweilen eben das, worauf er sich etwas zugute thut, als im Grunde genommen ungebildet und mangelhaft begründet nachzuweisen!*)

Wenn Wiarda und andere Namenforscher behaupten, die Namen der Deutschen hätten nie etwas Schlimmes bedeutet, so darf das wenigstens ganz bestimmt auf die Familiennamen, wie wir sahen, nicht ausgedehnt werden. Bei solchen, die von lieben Eltern dem Kinde gegeben wurden, ist dies selbstverständlich, nicht so bei Familiennamen, die zum Theil einem als Zunamen oft von anderen erst in späteren Jahren beigegeben wurden und oft in nicht freundlicher Gesinnung erfunden und gebildet wurden, wie oben schon erwähnt. Diese wurden und werden denn oft auch gern geändert von ihren Trägern. Ebenso änderte man solche, welche durch allmähliche Umgestaltung an Worte von ekelhafter oder sonst unangenehmer Bedeutung anklingen. Verfasser kannte eine Familie, die Brühshwein hieß; deren damaliges Haupt taufte sich um in Brühwein, das Publikum war aber boshaft genug, ihn nun Brechwein zu nennen, was zu etwelchen Klagen auf Verbalinjurien Anlaß gab! Zu solcher Aenderung bedarf man aus Rechtsgründen heute der obrigkeitlichen Bewilligung.

Das Namenändern auch aus anderen Gründen spielte eine größere Rolle seinerzeit, als sich heut übersehen läßt. So hieß der berühmte Maler Lukas Cranach ursprünglich Lukas Sünder, und den später üblichen und fast allein bekannten Namen legte er sich nach seinem Geburtsort bei; ebenso wandelten ihre Namen die beiden Gelehrten Doktor Andreas Bodenstein und Johann Mayer nach ihren Geburtsorten Karlstadt im Würzburgischen und Eck in Schwaben: beide sind bekannt durch ihre gelehrten

*) Der Verfasser scheidet hier seine Angriffe auf den Bildungsbüffel an die falsche Adresse; denn man spricht das B in Bilmar wie B und den Namen Deorient französisch, also ungefähr Deorient, nicht aus Bildungsbüffel, sondern einfach, weil er allgemein so gesprochen wird und weil sich die Träger der Namen selbst so gesprochen haben. Unser Mitarbeiter und Freund W. wird gewiß auch das winzige Stüchlein Freiheit respektiren, welches darin besteht, daß jeder bei der Bestimmung der Aussprache seines Namens ein gewichtiges Wortlein mitzureden hat.

D. Red.

Kämpfe mit Luther. Der berühmte Abenteurer Casanova wurde einst polizeilich zur Rede gesetzt, auf Grund welches Rechts er sich des Namens eines Herrn von Seingalt bediene; darauf antwortete er: „Auf Grund des Rechtes des Alphabets!“

Die Pseudonymität, das Annehmen falscher Namen bei Schriftstellern ist bekannt, ebenso bei Künstlern, die durch einen fremd klingenden Namen sich mit dem Nimbus des Fremden umgeben wollen, sündemalen das Sprüchwort sagt: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande!

In Bayern hat der Kurfürst Ferdinand Maria im J. 1677 seinen Unterthanen nachdrücklich verboten, sich ohne landesherrliche Bewilligung heute so und morgen anders zu nennen. Und schwankend ist noch heute für manch' braven Landmann die Schreibung seines eigenen Namens, wie Steub in seinem oberdeutschen Namenbuch beweist. Diese Landleute brauchen sich aber deshalb nicht zu schämen, noch der große Winkelmann schrieb sich bald mit einfachem t, bald mit t! Und der Dichter Fleming, der bedeutendste unter den Sängern des dreißigjährigen Krieges, schrieb sich bald Flemming, bald Fleming, auch Flämig und Flämig.

Interessant ist der Umstand, daß auch bei uns Anleihen in der Namenbildung von den Romanen zahlreich gemacht worden sind. Die reinlateinischen Namen Altrons würden wohl eine sehr magere Heerschau ergeben, die Quintus, Sextus, die Calvus, Niger, Rufus, nach der Zahl, vom kahlen Scheitel, vom schwarzen oder rothen Haar so genannt, und die Curier, Furier und Spurier würden auch nicht viel buntes Leben hineinbringen in die italienische Namenwelt. Da treten uns aber in strahlendem, bedeutungsvollen Glanz entgegen die longobardischen Namen Bertaldi (Berthold), Grimaldi (Grimwald), Rambaldi (Reinbold), Rinaldi (Reinold), Sismondi (Sigismund), der große Dichter Dante trug einen deutschen Familiennamen, nämlich Alighieri, d. i. Adliger, und der Alte von Caprera, Garibaldi, ist ein deutscher Speer- amteswalter, ein Speerschwinger, und der jetzige König Umberto hat seinen Namen dem deutschen Humbert entlehnt, was wohl soviel bedeutet, wie einen, der sich Ruhm im Kampf gegen die Hunnen erwarb. Bei den Franzosen sprechen wir die Namen Bernard, Eynard, Evrard, Gerard, Gautier, Thierry und viele andere als ursprünglich deutsche an, sie sind gleich Bernhard, Eginhart, Eberhard, Gerhard, Walthar, Dietrich. Eben solche Entlehnungen ließen sich auf der spanisch-portugiesischen Halbinsel nachweisen und noch vielfach anderwärts.

Wohnungsheizung und Ventilation.

Von Hoffberg-Lindener.

(Fortsetzung.)

Bei Vorführung dieser Ansprüche an Ventilation unserer Wohnungen und angesichts der Thatsache, daß bisher nur in verschwindend wenigen Fällen durch besondere Einrichtungen denselben wirklich genüge gethan ist, wird uns ohne Zweifel auch hier der unter wechselnden Einkleidungen dem Inhalt nach darauf hinauslaufende Einwand gemacht werden, daß die Nothwendigkeit der Ventilation doch wohl keine so zwingende sein könne, da auch ohne sie die Menschheit bisher existirt habe und die Leute groß, stark und alt geworden seien, wobei man allemal vergißt, daß diejenigen, welche den Nachtheilen schlechter Einrichtungen erlegen sind, und zwar zum größern Theil schon im Kindesalter, eben nicht mehr existiren, um als warnende Beispiele menschlicher Unkenntniß vorgestellt werden zu können; daß wir die Wirkungen dieser Schädlichkeiten auf den menschlichen Körper mit hundertlei Krankheitsnamen symptomatisch bezeichnen, und die ursprünglichen Siedthums- und Todesursachen in den bezüglichen Listen fast nie zu finden sind. Mangelhafte Ernährung und Hunger, Ueberanstrengung oder einseitige Thätigkeit, sowie verpestete Athmungs- luft sind als Grundursachen immer nur unter anderen Rubriken zu finden.

Dazu kommt noch, daß, zum Theil wenigstens, die Luft-erneuerung aller Wohnräume durch die sogenannte spontane Ventilation bewirkt wird. Diese ist der Undichtheit der Wände, Thüren und Fenster zu verdanken; der Luftwechsel kann bei großer Mangelhaftigkeit dieser Theile bis zu 50 Prozent des Rauminhalts pro Stunde steigen, je nach der Zahl der Außenwände und dem

Temperaturunterschied zwischen der inneren und äußeren Luft. Wäre das nicht der Fall, so würden wir allerdings wohl häufig einer, vielleicht „spontane Erstickung“ benannten Todesursache begegnen, wie ja in der That das Ereigniß bei Einsperkung einer großen Zahl von Menschen in einem engen Raume, wie z. B. innerhalb dick ummauerter, fensterloser Gefängnisräume oder auf Schiffen schon hin und wieder eingetreten ist. So auf dem Dampfer „Londonderry“, wo der Kapitän bei stürmischem Wetter, nach dichtem Verschließen der Luken, zweihundert Menschen in die große Kajüte kommandirte und deren Thür versperren ließ. Die Luftvergiftung geschah unter diesen Umständen so rasch, daß nach einigen Stunden schon zweiundsiebzig Menschen den Erstickungstod gefunden hatten.

Die spontane Ventilation ist nur in den seltensten Fällen genügend, um andre Fürsorge entbehrlich zu machen; am ehesten in großen, gutgeheizten, wenig bewohnten Räumen, während enge, viele Menschen bergende, mangelhaft geheizte Wohnungen, obgleich wegen dünner Wände, schadhafter Thüren und Fenster der Luftzug ein verhältnißmäßig lebhafter sein kann, doch durchweg mit Ventilationsvorrichtung versehen sein müßten.

Soviel nun auch über den hygienischen Werth oder Unwerth der Wohnungen in dieser Beziehung noch zu sagen ist, so können wir diese Frage hier doch nur insoweit behandeln, als sie mit der Heizung zusammenhängt. Sie lautet demnach also: in welcher Weise kann man verlangen, daß nach dem heutigen Standpunkt des Wissens und technischen Könnens zur Zeit des Heizens

ventilirt werde? wenn ein Mensch im Durchschnitt 40 Kubikmeter als Stubenraum zur Verfügung hat, also 60 Kubikmeter Luft stündlich zuströmen soll, und davon höchstens 20 Kubikmeter durch spontane Ventilation beschafft werden! Von Seiten der praktischen Technik ist es nicht schwierig, in der Periode der Heizung in Verbindung und durch Vermittelung derselben, frische Luft in die Wohnung einzuführen und zwar durch die Heizanlage schon mäßig, ohne Ueberhitzung erwärmte Luft. Die Wegführung der unbrauchbaren Luft kann gleichzeitig und je nach den Umständen durch Verbrauch (als Verbrennungsluft im Ofen), durch Hinausdrängen durch Thüren und Fenster, oder durch besondere Abführungsöffnungen in den höheren Theilen der Stube geschehen. Die Zuführung frischer, erwärmter Luft, die nahe am Fußboden ausströmt, bewirkt dann sowohl eine möglichst gleichmäßige Durchwärmung des Zimmers, als auch vermeidet sie das oft so belästigende und schädliche, einseitige und scharfe Hereinströmen kalter Luft durch die unteren Theile der Thür- und Fensterfugen, wie es unvermeidlich ist, wenn gar keine künstliche Zuführung vorgesehen ist und die Fortschaffung der schlechten Luft außer etwa durch den Ofen selbst, nur durch die Wände und den höher liegenden Theil der Thür- und Fensterfugen geschieht.

Es sind gute Ventilationseinrichtungen in der That nicht nur in großen öffentlichen, oder in luxuriösen Privatgebäuden möglich, wo dieselben allerdings jetzt nicht mehr weggelassen werden, und wo man deren mancherlei erprobt und brauchbar gefunden hat, sondern auch in der ungeheuren Mehrzahl der sogenannten kleinen Wohnungen, die wir hier vor allen bei unseren Auseinandersetzungen im Auge haben.

Obgleich man die Luft oft als das einzige Bedürfnis preisen hört, das umsonst zu haben sei, ist das doch weder bei der durch spontane, noch bei der durch künstliche Ventilation gewechselten der Fall, insofern dafür ein Aufwand an Brennmaterial nöthig ist. Dieser ist bei all unseren vorhergehenden Angaben schon mit berücksichtigt, als ein nicht verschwendeter, sondern nothwendiger. Der hierfür anzusetzende Theil des Brennmaterialverbrauchs stellt sich als ein um so größerer Procenttheil dar, je kleiner die Wohnung ist, je mehr Menschen darin wohnen und je häufiger also die Lüfterneuerung geschehen muß. Man kann annehmen, — bei der Schwierigkeit solcher Untersuchungen sind es nur runde Zahlen! — daß vom Heizmaterial für Ventilation in Anspruch genommen werden, bei

1maliger Lüfterneuerung	20 pC.
2	30
3	42
4	50

Um einen Wohnraum von 100 Kubikmetern auf 26 Grad Temperaturdifferenz zu erhalten (also bei 12 Grad Kälte im Freien auf 14 Grad Stubenwärme) braucht man im Durchschnitt, ohne das Anheizen zu rechnen, $1\frac{1}{4}$ Kilo Kohlen, falls die Luft stündlich einmal erneuert wird, während man allerdings mit 1 Kilo auskommen würde, wenn man den Raum hermetisch abschließen könnte.

Noch ist von der Ventilation zu verlangen, daß die Luft nicht mit zu großer Geschwindigkeit in das Zimmer einströmt, was durch genügende Weite des Luftzuführungskanals erreicht werden kann, sowie ferner, daß sie weder beim Ausströmen überhitzt sei, noch auch vorher beim Durchgang durch die Heizkammer des Ofens es gewesen sei, da sie durch Ueberhitzen den mitgeführten Ozongehalt, den man als so wichtig für das Gedeihen alles Lebens gefunden hat, einbüßt.

Als eine Anforderung an gute Heizung wird ferner die gestellt, daß möglichst geringe Belästigung durch strahlende Wärme stattfindet. Das Wesen derselben besteht darin, daß sie durch die Luft fortgeleitet wird, ohne ihr jedoch einen Zuwachs durch das Thermometer, oder für unsere Nerven fühlbare Wärme mitzutheilen. Erst wenn diese Art Wärme auf feste, undurchsichtige Körper trifft, erwärmt sie dieselben. Die Wirkung der vom Ofen nach allen Richtungen ausgehenden strahlenden Wärme nimmt mit dem Quadrat der Entfernung von ihm ab, das heißt, sie zeigt in der doppelten oder dreifachen Entfernung nur den vierten oder neunten Theil derjenigen Größe, die sie an Wirkung auf gleich große Oberfläche in der ersten Entfernung besitzt. Das Schädliche einer erheblichen Abgabe von strahlender Wärme durch den Ofen liegt darin, daß hierbei keine Luftzirkulation bewirkt wird, wie durch geleitete Wärme. Die durch Leitung erwärmte Luft umspült uns vollständig und läßt uns wenigstens in gleicher Höhe von allen Seiten gleiche Temperatur empfinden. Die

strahlende Wärme aber setzt sich nur auf derjenigen Seite unseres Körpers in sichtbare um, die dem strahlenden Ofen zugekehrt ist, während die andere Seite vor Frost zittern kann; welche Erfahrung wohl jeder schon in einem kalten Zimmer gemacht hat, in dem sich ein zu recht rascher Durchwärmung glühend geheizter eiserner Ofen befindet.

Nachdem wir uns nun mit allen wesentlichen Grundlagen und Gesichtspunkten vertraut gemacht haben, welche eine sichere und sachliche Beurtheilung ermöglichen, können wir schließlich darangehen, dieselben zu einer Schätzung der Brauchbarkeit und des Werthes der in unseren Wohnungen bestehenden Heizanlagen anzuwenden und daraus zu entnehmen, nach welcher Richtung hin das hier, wie auf allen anderen Gebieten förderungswerthe Streben nach Verbesserung und Vervollkommnung zu leiten sei.

Was wir gegenwärtig bei einem Umblick durch das ganze Land an Einrichtungen zur unmittelbaren Erzeugung unseres Bedarfs an künstlicher Wärme vorfinden, läßt sich in drei Kategorien theilen, die gewissermaßen historische sind, und die man in ähnlicher Weise auch in vielen anderen Fällen erkennen wird.

Die erste ist die, welche die Vergangenheit repräsentirt. Es sind also hier Heizanlagen gemeint, die von der entwickeltesten Ansicht in deren Wesen und Nützbarkeit längst überholt sind, und deren Unbrauchbarkeit, ja Verwerflichkeit eigentlich niemand mehr ernsthaft zu bestreiten wagt, deren man sich sogar schämt, die aber trotzdem noch konservirt werden aus nur historisch verständlichen Gründen, aus einem prinzipiellen Beharrungsbestreben gegen Neuerung. Wir gedenken dabei nicht der alttestamentarischen offenen Kohlenpfanne, obwohl sie in südlicheren europäischen Ländern noch im Gebrauch ist, wo ihre giftigen Dünste nur deshalb das Leben der Bewohner nicht ihrer Gefährlichkeit entsprechend verkürzen, weil die Bitterung sie feltener verlangt und offene Thüren und Fenster, oder doch möglichs Unbichtigkeit dieser und der Wände ihre Wirkung abschwächt. Der urgermanische, offene Feuerherd mitten im Wohnraum, dessen Rauch und Dunst unmittelbar durch Dach und Thür sich Ausweg suchen muß, ist zwar auch noch nicht verschwunden, aber doch äußerst selten geworden. Sind doch schon im vierzehnten Jahrhundert die Ofen erfunden worden und zwar, da man von Steinkohlen noch nichts wußte, zunächst zur ausschließlichen Verwendung von Holz als Brennstoff! Ihre Form war ursprünglich ein hohler, thönerer, viereckiger Kasten, mit einer Thür zum Einheizen und einer Röhre zur Ableitung des Rauchs unmittelbar in den daneben liegenden Schornstein, der ziemlich so weit war, daß man zu Wagen hinausfahren konnte. Das war damals gewiß ein Fortschritt, und das Heizmaterial war ja unendlich billig, wenn auch nur ein sehr kleiner Theil davon in solchen Ofen nutzbar gemacht wurde. Daß nun aber Anlagen nicht selten, sondern häufig jetzt noch existiren, die in ihrer Ursprünglichkeit nicht viel über jenen primitiven Zustand hinausgehen, und zwar vornehmlich auf dem Lande, darüber sei uns gestattet, die Autorität damit genau bekannter Kreise hier anzuführen. Wir entnehmen einem der jüngeren Jahrgänge einer weitverbreiteten landwirthschaftlichen Zeitung des Großgrundbesitzes folgendes Citat:

„In vielen Wirthschaften finden wir prächtige gewölbte Stallungen, hell und weiß gestrichen, und so sauber, daß man mit Nachstiefeln in ihnen herumwandeln könnte und ohne Geruch, denn das flüchtige Ammoniak fesselt der eingestreute Gips und der kupferne Dampfapparat bereitet ledere Suppe dem Rindvieh. Doch wenn wir nach dem Gefindehause fragen, so wird uns ein unscheinliches Haus gezeigt, dessen Dimensionen schon beweisen, daß hier nicht viel Leute wohnen können. Wir bitten um die Erlaubniß der Besichtigung, die uns vom Gutsherrn oder Beamten mit einem fragenden Verlegenem „o! bitte“ gewährt wird. Wir treten in eine seit Jahren nicht geweihte Gefindestube, so schwarz wie Dante's Hölle, mit kleinen Fenstern, deren Scheiben theilweis mit Papier ersetzt sind, Unordnung und Schmutz an allen Ecken, ein antediluvianischer Kochofen — der reine Feuerungsmaterialverschwender — mit zerborstener Platte, verbreitet Rauch aus allen Fugen, erbärmliche Tische, vielleicht eine Wiege, bilden das Amentelement, und schmiegliche Kinder wälzen sich auf den unsauberen Dielen oder lehmigen Pflaster; das ganze macht einen unangenehmen Eindruck, und steht in großem Kontrast zu dem mit Komfort eingerichteten Schlosse und dem Stalle!“

Wenn nun solche „antediluvianische“ Ofen in den Gefindehäusern des Großbesitzes häufig anzutreffen sind, so läßt sich daraus ein Begriff abnehmen, wie dieselben in den Hütten der

ländlichen Tagelöhner beschaffen seien, die selbst für Herstellung und Unterhaltung sorgen müssen!

Da steht auch in den ungünstigeren Fällen das Miethskafertenthum der Stadt auf einer höheren Entwicklungsstufe, da einmal schon die Eigenthümer dieser Häuser die Dfen nicht ganz dürfen in Verfall gerathen lassen, um Miether zu bekommen, diese andererseits bei allzu offener Unbrauchbarkeit zu Ansprüchen auf Wiederherstellung berechtigt sind. Wo aber, wie in Theilen Westdeutschlands, der Dfen nicht zum festen Inventar der Wohnungen gehört, lassen sich antediluvianische Heizkästen schon darum nicht konserviren, da sie die Fährlichkeiten des Zusammenklappens und Wiederaufstellens bei etwaigen Umzügen nicht überstehen könnten.

Stellen nun auch die städtischen Heizanlagen, und zwar das System der Einzelheizung der Wohnräume durch Dfen, im großen Durchschnitt die der Gegenwart entsprechende Entwicklungsstufe dar, so sind doch auch sie noch weit davon entfernt, eine Vollkommenheit erreicht zu haben und darum des Konservirens werth zu sein. Vielmehr ist eine eingehendere Betrachtung gerade hier noth, damit wir erkennen, wie viel ihrer Einrichtung fehlt, um den oben aufgestellten Normalbedingungen zu entsprechen, und welche Aenderungen während ihrer vorläufigen Beibehaltung erforderlich sind, damit wir uns bis zur Erreichung des besseren auf möglichst vortheilhafte Weise mit ihnen durchschlagen können.

(Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Winnen wenigen Minuten waren die Vorstehenden gewählt und gleich darauf bestieg der Redner der Radikalen die Tribüne. Seine Anhänger begrüßten ihn mit Beifallszurufen. — Ruhig, gemessen, schlicht und wohlgeordnet sprach er. Er wies vor allem die Unzahl der Verdächtigungen zurück, die besonders in letzterer Zeit gegen seine Gesinnungsfreunde in gehässiger Weise geschleudert worden seien, und zeichnete mit scharfen Strichen ein Bild der trassen Unwissenheit, welche sich in Bezug auf die brennenden Fragen der Zeit breit mache. „Ich habe hierbei die letzten Artikel der „Alten Welt“, fuhr Redner fort, „mir als Vorwurf genommen. Ich glaube, ein Recht zu besitzen, diese Pamphlete als unreife Schülerarbeiten zurückzuweisen.“ Darauf verbreitete sich der Sprecher über das aufgestellte Thema und bemühte sich, in klaren Worten die Situation zu zeichnen. Von der Darlegung der Bedeutung der Presse für das Volkswohl ging er auf die herrschende Verderbnis ein. „Ich schweige“, sagte er unter anderm, von dem Insertionswesen, das den Zeitungen im Durchschnitt die Unterhaltungskosten liefert und ohne Unterschied Gutes und Schlechtes, Anständiges und Schamloses bringt. Ich will von der großen Suche sprechen, die vor kurzem hier bei uns ausgebrochen ist.“ Er erzählte den Verlauf der Enthüllung. — „Wir haben keine anderen Beweise für das Verbrechen, als die Kopien aus dem r...schen Bankhause, aber wir sind der Ueberzeugung, daß sie mit den Originaleintragungen übereinstimmen werden. Es wird die Frage sein, ob das Bankhaus gezwungen werden kann, ihre Bücher als Beweise vorzulegen. Wir haben eine Volksversammlung zusammengerufen, damit diejenigen, welche vor unserer moralischen Ueberzeugung erniedrigt dahesten (aus Wolkenbauers Munde erkönte bei diesen Worten ein höhnisches Oh!), die Gelegenheit haben, sich zu rechtfertigen.“ Nach dieser beifällig aufgenommenen Rede trat eine kleine Pause ein. Die Anwesenden unterhielten sich lebhaft. Endlich erscholl am Präsidententisch die Glocke: „Herr Doktor Fritz Wolkenbauer hat das Wort.“ Gravitatisch bewegte sich mein früherer Chef der Rednerbühne zu, nach allen Seiten warf er theils frohlockende, theils verächtliche Blicke. Das Interesse ward durch dieses Benehmen auf das äußerste gesteigert.

Mit leiser Stimme begann er zu sprechen, flüchtig, leicht; er suchte mit gewandter Dialektik darzutun, daß die verdächtigten Zeitungen das Opfer eines schändlichen Betruges seien, daß sein eigenes Unternehmen bei der ganzen Sache nicht nur nicht theilhaftig sei, sondern stets sich habe angelegen sein lassen, das Publikum rechtzeitig vor Verlusten und zweideutigen Unternehmungen zu warnen. Hätten sich aber wirklich Journalisten an den Gewinnen der Börsenspekulation theilhaftig, so seien sie mit seinem Unternehmen nicht zu identifiziren. „Völlig rein ist die „Alte Welt“. Wer ihre Integrität antastet, ist ein Schurke.“ — Er erhob sich von verschiedenen Seiten Lärm. Wolkenbauer aber ließ sich nicht stören. Er wiederholte seinen Ausspruch und rief zum Schluß: „Im Bewußtsein voller Unschuld verlasse ich die Tribüne. Die Strafe wird denen aufs Haupt fallen, die uns frevelnd zwingen, uns zu rechtfertigen in einer Sache, die Erfindung notorischer Verleumdung ist!“ — Es dauerte lange Zeit, ehe sich die entstandene Unruhe gelegt hatte. — Kühn gemacht durch Wolkenbauers zuversichtliche Worte sprachen noch einige andere Gründlinge in gleichem Tone. Zusehends neigte sich die

Zustimmung auf Seite der sich Vertheidigenden. Ich hörte rechts und links mißliebige Ausdrücke über die Ankläger. Es war Zeit, daß der Wind sich drehte. „Wir wollen Beweise, authentische Beweise!“ rief der letzte Redner in die Menge. „Wir wollen keine gefälschten und fingirten Kopien! Beweise!“ — Das Herz schlug mir zwar gewaltig, als ich mich von meinem Sitze erhob, und ich mag wohl etwas stark gebebt haben, als ich auf diese Worte versetzte: „Ich bitte ums Wort!“ — Alles blickte auf mich. Ich schritt auf den Vorstandstisch zu, und als man mir das Recht zum Sprechen ertheilte, stand ich zum erstenmale als Redner vor einer unzählbaren Volksmenge, aber mit dem Bewußtsein von der Wichtigkeit meines Vorhabens stieg auch mir der Muth, von Sekunde zu Sekunde wallte das Blut langsamer in meinen Adern, und als das Geräusch im Saal verstummt war, erhob ich meine Stimme. Je länger ich sprach, desto unruhiger ward die Menge, die mir auf verschiedene Weise Beifall gab. Als ich das Motiv der Veröffentlichung der Schmähartikel in der „Alten Welt“ enthüllte, lief ein Gemurmel durch den Saal und nur eine Stimme rief dazwischen: „Wo sind die Beweise?“ — „Hier,“ versetzte ich laut, „ich habe sie hier vor mir liegen!“ Ich konnte nicht weiter sprechen. Der Tumult, der nach diesen Worten entstand, läßt sich nicht beschreiben. Zwiischendurch hörte ich rufen: „Wolkenbauer hierbleiben, — die Herren hierbleiben!“ — Der Präsident erzwang sich schließlich mit der Glocke Ruhe. Um die Rednerbühne hatten sich inzwischen Neugierige gelagert. Der Redakteur der „Provinz-Zeitung“ grüßte zu mir hinauf, ich lächelte und erklärte, wie ich zu den Papieren gekommen: „Ich stelle es in die Macht der Versammlung, der öffentlichen Meinung, zu bestimmen, ob ich etwas unrechtes begangen. — Ich habe nur die Beweise für die Schuld des Redakteurs Müller bei der „Alten Welt“, aber wenn diese authentischen Belege mit den veröffentlichten Notizen in der „Provinz“ übereinstimmen, so liegt kein Grund vor, die übrigen Zeitungen von der behaupteten Schuld zu dispensiren!“ — Aus hunderterten von Kehlen tönte Bravo und Hoch; man drängte sich von allen Seiten heran, um mich zu sehen, zu loben, mir die Hände zu schütteln. — Unwillkürlich ließ ich mich von den Redakteuren der „Provinz“ in eine Restauration entführen, wo man mir dankte und sich Glück wünschte über den glücklichen Ausgang dieser heißen Affaire. „Haben Sie Wolkenbauer gesehen?“ — Er saß zwischen zwei robusten Arbeitern wie in einem Schraubstock. Er konnte nicht loskommen, wie er es wünschen mochte. Dicke Schweißtropfen rollten von seinen Schläfen herab und das Haupt in die Hände gestützt, schien er mehr das Aussehen eines Ohnmächtigen als das eines Lebemanns zu besitzen, als welcher er vor einer Stunde zur Rednertribüne hinaufgestiegen war. „Er wankte zum Saal hinaus, wie ein Trunkener,“ fügte ein anderer hinzu! — — — Den Redakteuren der „Provinz“ behändigte ich die Rechnungen, indem ich die Anwesenden als Zeugen hinzuzog. — Erst nach Mitternacht suchte ich meine Wohnung auf. Freimann erwartete mich. Er hatte den Tisch fein säuberlich gedeckt. Oben drauf stand eine Flasche Wein. — — — „Das hattest du gut gemacht, Heinz,“ lachte er mich an; „ich war zufällig Zeuge deines Triumphes. O, du verschlossener Mensch! Das hättest du mir auch können vorherzagen; dann hätte ich wenigstens nicht drei Stunden schwitzen brauchen!“ — — — Wir tranken mit vielem

Humor die Flasche Wein leer und als ich endlich zu Bett ging, schlug es vom Kirchturm 2 Uhr. — — —

Wolkenbauers Faktotum war in aller Frühe bei mir. Ich sollte zum Doktor kommen. Er ließe mich dringlich darum bitten. — — — Ich schickte den Alten mit energischem Protest zurück. — — —

Wolkenbauer hat wieder geschickt. — Diesmal stellte er mir durch einen Zwischenmann viel Geld zur Verfügung, wenn ich die Papiere aushändigen wollte. Er machte mir weitgehende Versprechungen und betheuerte auf das schmeichelhafteste seinen Respekt. — — — Ich dachte bei einer nochmaligen Belästigung

die Polizei zu Hülfe nehmen zu wollen und complimentirte den Vermittler zur Thür hinaus.

Die Zeitungen sind voll von Berichten über die gestrige Versammlung. — Alle bemühen sich, die Sache zu verbrehen und zu verhüllen. Man bemängelt meine Rede und fährt fort, seine Unschuld zu betheuern! — — — Als ich heute Mittag durch die Stadt ging, wurde ich überall begrüßt. Es waren besonders Kleinbürger, Handwerker und Arbeiter, die mir auf diese Weise ihr Beifallsvotum gaben. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolf von B.....

(Fortsetzung.)

Fritz Lauter sprang auf von seinem Stuhle und schritt hastig ans Fenster, das er öffnete, wie um frische Luft zu schöpfen. Willisch machte eine Wendung, aber ohne sich zu erheben, und sagte:

„S kommt Ihnen wohl vor, als wenn die Geschichte zum Davonlaufen wär? Ist's auch beinah' — die und manche andre. Wenn ich Ihnen z. B. meine Geschichte erzählte — die Geschichte, wie man Rittergutsbesitzer wird — ich denke, die würd' Ihnen auch interessant sein, denn Sie sind, wie gesagt, eine ehrliche Haut, aber Sie wollen so was wahrscheinlich nicht hören — —“

Fritz schaute unverwandt ins Freie; nach einer Pause antwortete er jedoch:

„Nein, erzählen Sie, — nur beantworten Sie mir vorher eine Frage! Was Sie mir erzählen wollen, wirft auch ein ungünstiges Licht auf meinen Chef, Herrn Schweder?“

„Wie man's nimmt!“ Willisch zuckte mit den Achseln. „In den Augen einer Unschuld, wie Sie sind — ja! Vom Standpunkte so eines Menschen aber, wie ihn die Welt heutzutage braucht und, wissen Sie, verdient, eines so recht mit allen Hundstagen gehegten Menschen, wie man sagt, der das Leben nimmt, wie's ist, und immer nur sieht, wo er bleibt, für so einen müßt' ich mit nein antworten, im Gegentheil sogar.“

„Nun, so erzählen Sie nur.“

„Schön, aber Sie müssen Sich wieder hersetzen zu mir. Denn die Bauern da unten in der andern Ecke machen ihre langen Ohren noch länger und möchten gar zu gern hören, was wir reden. Und von dem, was ich Ihnen jetzt sagen werde, dürfen die Kerle nichts hören, — das gäb' einen schönen Spektakel!“

Lauter nahm seinen alten Platz wieder ein und Willisch begann:

„Ich bin also Rittergutsbesitzer und habe mich auf diesen schönen Posten vorbereitet als, na, es will mir garnicht mehr recht über die rittergutsbesitzerliche Junge, mit Respekt zu melden — als Dienstmann. Und zwar bin ich durch mein Verdienst als Dienstmann so avancirt. Ja, sehen Sie mich nur so zweifelnd an, junger Herr von der Feder, hätt' ich meine Sache nicht so ausgezeichnet gemacht, als ich in der blauen Bluse steckte und für zwei Thaler den Tag und diverse Extraspesen des vornehmen Herrn Schweder sein'n Spion machte —“

„Spion?“ Um Fritz Lauters Mund legte sich ein verächtlicher Zug. „Spion?“ fragte er noch einmal, als Willisch, der einen gewaltigen Schluck aus dem großen Schoppenglase genommen hatte, nicht sogleich antwortete.

„Wenn man als Dienstmann was verdienen will, junger Herr, da darf man sich die Kommissionen, die man kriegt, nicht erst hinten und vorne ansehen, ehe man sie ausführt. Ich kannte den Herrn Schweder als den noblen Herrn, bei dem's auf ein paar Thaler nie angekommen ist, und da griff ich natürlich mit beiden Händen zu, wenn der mir was zu thun gab. Außerdem kam mir's riesig spaßig vor, daß ich den reichen Alster und die superklugen Rechtsverdreher, die Wichtels, auspioniren sollte. Was war da Böses dabei, wenn ich alle Morgen dem Herrn Schweder, wie ein vortragender Rath seinem Minister, meinen Bericht abstattete, wo der Herr Justizrath am Abend vorher seinen Wein getrunken hatte, was für eine Schauspielerin der Herr Alster oder der junge Herr Wichtel zum Souper bestellt hatte, und was dergleichen schöne Beschäftigungen, wie sie die reichen Herren vorhaben, mehr sind?“

„Was für ein Interesse konnte das alles aber für Herrn Schweder haben?“

„Was für ein Interesse? Na, sehr einfach, oder vielmehr garnicht einfach, sondern ein doppelt und dreifaches Interesse, — zu Anfang dacht' ich, die Geschichte wäre sehr einfach, der Herr Schweder wollte bloß wissen, wie bei Alsters der Hase läuft, um das famose Mädel, die Tochter vom alten Alster, bequemer wegschnappen zu können — —“

„Was reden Sie da für Thorheit, Herr Willisch,“ fuhr Fritz Lauter dazwischen. „An Wanda Alster hat Herr Schweder gewiß niemals gedacht in dem Sinne, wie Sie es meinen, und — und wenn er an sie gedacht hätte? — nun, es ist Thorheit, von so etwas nur zu reden — —“

„Seh einmal ein Mensch an, wie Sie wieder warm werden, wenn man auf die schöne Wanda zu sprechen kommt.“

„Herr Willisch, ich bitte — —“

„Schon gut. Ich sage nicht ein Wort, d. h. ich fahr' ruhig fort in meiner Erzählung. Sehen Sie, vorläufig war ich also auf den Holzweg gerathen; nicht die Tochter wollte der Herr Schweder erobern, sondern für's erste den Alten, und den auch nicht für sich, sondern für seinen Freund Senkbeil. Ich sag' Ihnen, das war seine Arbeit — wie der den alten Alster und die Wichtels an der Nase herumgeführt hat, bis sie endlich auf die Kompagnieschaft mit dem Senkbeil hineinsielen, der — hol' mich der Teufel! — so elend bankrott gemacht hätte, wie nur einer, wenn die gescheiten Herren, die die Eisenbahn in der Tasche hatten und die viele Arbeit von der Eisenbahn mitbrachten in die unvernünftig groß angelegte Fabrik, wenn die nicht ins Garn gegangen wär.“

„Ich kann den Zusammenhang nicht finden in dem, was Sie erzählen, Herr Willisch. Durch die Kenntniß der Thatfachen, wo der Justizrath seinen Wein trank und mit was für Schauspielerinnen sein Sohn und Herr Alster, von dem ich solche Dinge übrigens nicht so ohne weiteres glaube, zusammenkamen, gewinnt doch niemand bestimmenden Einfluß auf Männer von soviel Verstand und in unabhängiger Stellung!“

„Und doch hat er's, der feine Herr Schweder. Er hat den andern ihre Schwächen abgelautsch, er hat dann mit ihnen gekneipt, hat sie mit schönen Damen zusammengebracht, und wenn sie windelweich waren vor Bergnügen und Gemüthlichkeit, hat er sie beschwaht; und das versteht er, so in schwachen Augenblicken auch die gescheitesten Leute tanzen zu lassen, wie er pfeift, soweit müssen Sie ihn doch kennen, denk' ich. Aber lassen Sie mich nur weiter erzählen. Wie er die nun in der Kompagnie mit Senkbeil drin hatte, mußten sie auch Geld rausrüden zu der großen Zeitung — anfangs hat wohl der Justizrath's meiste gegeben gehabt, dann aber mußte der Alster ordentlich dran glauben. Nun spielt er in politischen Sachen die erste Geige, die großen Bankgeschäfte und Aktiengesellschaften müssen ihm um den Bart gehen, bei unseren Eisenbahnbauten macht er einen Riesenschnitt — —“

„Halt!“ rief Fritz Lauter. „Das ist nicht wahr, das ist zum mindesten ein großer Irrthum. Ich weiß ganz gewiß, daß Herr Schweder keine Bahnaktien hat und überhaupt mit der Bahn in keiner Geschäftsverbindung steht.“

Willisch lachte. „Sehr schön,“ sagte er. „Das hat aber auch niemand behauptet. Daß ich ein Rittergutsbesitzer bin, das wissen Sie doch auch ganz gewiß, Herr Lauter, wie?“

„Was hat das damit zu thun?“ fragte Fritz zurück.

„Nun, Sie wissen ja, ich bin Rittergutsbesitzer von Herrn Schweders Gnaden. Mich kostet mein Gut ein paar Federstriche, die Anzahlung hat Herr Schweder geleistet, und zum Dank für diese ungeheure Großmuth hab' ich einen Kontrakt mit ihm gemacht. Wenn ich das Gut ganz oder theilweise verkaufe, so gehört der Profit zu neun Zehnteln dem Herrn Schweder. Manu sehen Sie, die Eisenbahngesellschaft hat schon ihre Linien quer durch meine Grundstücke abgemessen, — für 40000 Thaler kauft sie mir Grund und Boden ab, der vorher sich nicht auf 5000 verzinst, macht ein Profitchen von 35000, von denen ich kontraktlich 3500 Thaler mir behalten kann, das übrige schnappt mein hochwohlgeborner Gönner, der Herr Schweder.“

Wieder legte sich jener leise Zug von Verachtung um Fritz Lauters Lippen.

„Und daß Sie bei diesem — Geschäfte nur den zehnten Theil bekommen, das ärgert Sie natürlich, Herr Willisch?“

Willisch hatte den Kopf in die Hände gestützt; jetzt fuhr er auf:

„Sie halten mich für so eine Art mißgünstigen Lumpen — nun, warum auch nicht? Vielleicht täuschen Sie Sich aber doch ein wenig. Ich will Ihnen die 3500 Thaler geben und auch nicht einen rothen Heller für mich selbst behalten, das Geld kann mir gestohlen werden. Nein, was mich ärgert und was mich allmählich noch zu einem ganz ordentlichen Säuser machen wird, ist, daß ich thun muß, was ein anderer will, und daß ich, ob ich will oder nicht will, Helfershelfer bin zu — na, 's ist mal nicht anders — zu Geschäften, die, genau besehen, doch verdammt unsauber sind. Zurück könnt' ich freilich, wenn ich wieder ordnärer Dienstmann werden wollte, aber sehen Sie, das ist meine Schwäche, jämmerlich mag's sein, aber ich kann mich nicht überwinden, — wenn ich nicht muß, ziehe ich die Bluse nicht wieder an. Wenn man einmal so 'n Herrenleben kennen gelernt hat — dann soll der Teufel wieder Dienstmann werden.“

Der verächtliche Zug um Fritz Lauters Lippen hatte sich verloren, aber sehr nachdenklich und finster schaute er drein, als er antwortete:

„Ja, es ist schwer, das fühl' ich selber, von einer Stufe auf der Lebensleiter, zu der man emporgestiegen ist, wieder herabzuftiegen; vorwärts und höher hinauf will jeder, freiwillig hinunter, feiner. Können Sie mir den Kontrakt zeigen, Herr Willisch?“

„Gewiß kann ich's. Ich hab' sogar 's Original — von Herrn Schweders eigener Hand geschrieben — und er hat 'ne Abschrift von meiner Hand. Aber 's bleibt unter uns. Verrathen will ich ihn nicht, den Herrn Schweder; aber Sie sollten wissen, in was für Händen Sie sind, damit 's Ihnen nicht ähnlich geht, wie mir. An mir ist nicht viel verloren, — aus Ihnen kann aber was werden, denk' ich, darum hab' ich geredet —“

Willisch schaute sich um. Die Wirthsstube war inzwischen voller geworden. Aber in ihrer nächsten Nähe waren die Tische noch nicht besetzt, und das war um so auffälliger, als die vorhin schon von Willisch erwähnte Keugier der anwesenden Landleute, was die beiden wohl thun und sprechen möchten, auf deren Gesichtern deutlich ausgeprägt war. Auch hatte keiner von den Ein-

tretenden zu ihnen herübergegrüßt, dafür aber war mehr als ein finsterner, feindseliger Blick über sie hingestreift.

Fritz Lauter hatte das alles nicht bemerkt; er saß mit dem Gesicht gegen das Fenster und war viel zu sehr von dem, was er hörte, in Anspruch genommen. Willisch aber hatte wohl aufgemerkt.

„Ich denke, wir gehen,“ sagte er, nachdem er sein Glas mit einem letzten, mächtigen Zuge geleert hatte. „Hier sieht uns kein anderer gern, als der Wirth, und der schließlich auch bloß dann, wenn möglichst wenig andere Gäste da sind.“

Lauter erhob sich sofort. Er hatte sein Glas fast garnicht berührt und nahm auch, — trotz Willisch's Aufforderung, doch auszutrinken, der Stoff sei werth, getrunken zu werden, — keinen Tropfen mehr. Als sie das Zimmer verließen, grüßte Fritz zu den Bauern hin, die aber thaten, als ob sie nicht sähen und hörten, und der laute Abschiedsgruß des Wirthes machte die peinliche Stille ringsumher nur noch bemerklicher.

„Nun, da haben Sie wieder eine Probe von der Gesinnung unseres Landvolkes,“ sagte Willisch, als sie ihren Wagen bestiegen hatten und in mäßigem Trab davonfuhren.

Fritz Lauter wollte antworten, aber eben kam dem Wagen ein ganzer Trupp Landleute entgegen, Männer und Weiber, denen man die größte Armut an Kleidung und Haltung auf den ersten Blick ansah. Sie sprachen sehr lebhaft mit einander, und als sie erkannten, wessen Gefährt es war, das ihnen entgegenkam, deuteten sie darauf hin, und ein langer, hagerer, wildaussehender Mensch rief:

„Da kommen ja auch solche Kerle — Rittergutsbesitzer und Zeitungsschreiber — ha, ha! Für die Arbeit wird bezahlt, und verflucht nobel bezahlt, da werden keine Pollaken genommen, die's Bummeln und Faulenzen doch ebenso gut könnten, als das Pack. Na, wir werden mit euch schon abrechnen, — ehe wir verhungert sind, seid ihr todgeschlagen.“

Einige aus dem Haufen suchten den Sprecher zum Schweigen zu bringen, jedoch ein junges, starknochiges, aber äußerst mageres Weib rief den zur Ruhe mahnenden Männern zu:

„Laßt ihn nur! Recht hat er ja, und warum sollen wir ewig und immer 's Maul halten, wir werden's so vor Hunger bald nicht mehr rühren können. Und warum sollen die herrlich und in Freuden leben, und wir mit unseren Kindern verkaufte Kartoffeln und Wurzeln fressen, wie's im letzten Winter hunderte gethan haben, — wenn's schon 'mal gestorben sein muß, stirbt sich's besser in Gesellschaft, denk' ich!“

„Hurrah!“ schrie der Lange wieder. „Die Susse hat recht! Die muß euch Hasensfüßen erst mit gutem Beispiel vorangehen, eh' ihr euch traut, auch 'mal euer Maul aufzumachen. Nieder mit der Package von der Eisenbahn und den hergelaufenen Rittergutsbesitzern und Zeitungsschreibern, die ellenlange Berichte in die gedruckten Blätter in der Stadt schreiben, wenn hier 's Volk hungert und friert, damit die in der Stadt ihre helle Freude haben über die schöne Einrichtung, daß sie satt zu essen haben und warm sitzen. Nieder mit der feinen Bande!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Republiken Südamerika's in ihrer Vergangenheit und Gegenwart.

Historische Skizze von Dr. Max Vogler.

(Fortsetzung.)

Abermals trat Anarchie ein; dann suchte Dr. Dinares, der von 1857 bis 1861 die Präsidentengewalt als Diktator repräsentirte, durch energische Strenge, aber ohne Erfolg, eine feste Autorität zu begründen; General Cordova, sein Nachfolger (1861), sah sich, noch ehe das erste Jahr seiner Regierung vorüber war, durch Jose Maria de Acha verdrängt, der nun durch Härte und Strenge die Herrschaft seiner Partei zu befestigen suchte. Auf die Kunde, daß eine neue Verschwörung zu Gunsten Cordova's oder Belzu's im Werke sei, ließ der Befehlshaber von La Paz, Oberst Placido Yanez, in einer Nacht (Oktober 1861) hundertundsechs verdächtig erscheinende Personen erschießen, darunter Cordova selbst, einen Bruder des früheren Präsidenten Belzu und mehrere angesehene Militär- und Civilbeamte. Durch diese Grausamkeit indessen nicht abgeschreckt, verbanden sich die Gegner der Regierung aufs neue, und erst nach Verlauf eines Jahres war die Präsidenschaft Acha's einigermaßen gesichert, so daß wieder an die Hebung des Landes gedacht werden konnte. In dem Kriege zwischen Spanien und Peru stand Acha auf der Seite des Nachbarstaats, obwohl er vor

allen Demonstrationen gegen das Mutterland warnte. Im folgenden Jahre (1864) aber schon lehnte sich gegen ihn Maria Melgarejo auf, der auch nach einer von ihm siegreich gegen die letzten Truppen Acha's bei Ocaja in der Nähe von Potosi (Februar 1865) geschlagenen Schlacht als Präsident anerkannt wurde und sich trotz neuer, durch Belzu (der am 27. März 1865 bei dem Angriffe Melgarejo's auf La Paz seinen Tod durch eine Kugel fand) und bald darauf durch Castra Arguedas (25. Mai 1865 bis 24. Jan. 1866) hervorgerufenen Aufstände zu behaupten wußte. Melgarejo ertheilte eine allgemeine politische Amnestie. Einen Aufstandsversuch der Demokraten, 17. Oktober 1866, unterdrückte er rasch und ließ die Rädelsführer umbringen. Seit dem Februar 1869, wo die erst ein Jahr vorher vereinbarte Konstitution von Melgarejo wieder aufgehoben wurde, regierte derselbe faktisch als Diktator. Ein neuer Aufstand brach im Februar 1870 unter den Indianern in den östlichen Landestheilen aus, zu dessen Niederwerfung es längerer Zeit bedurfte. 1871 wurde der Oberst Morales, 1874 Dr. Frias Präsident.

Chile hat einen Flächeninhalt von 6238 Quadratmeilen und gegen 2 Millionen Einwohner. Das 20–35 Meilen breite und über 300 Meilen lange Küstenland soll seinen altindianischen Namen (spr. Dschile) von dem Laute einer dort häufigen Drossel erhalten haben. Die Küste ist ihrer Haupttrichtung nach zwar einformig, bietet aber in ihren Einzelbildungen durch zahlreiche Flußmündungen und die sich zwischen den-

selben erhebenden Felsvorsprünge viel Abwechslung. Im nördlichen Theile rauh und kahl, der Abfall einer über 800 Meter hohen Hochebene, gestaltet sie sich weiter südwärts durch die sie überkleidende reiche Vegetation freundlicher und einladender. Das Land bildet bekanntlich den Westabhang der nach Süden allmählich an Höhe abnehmenden Anden mit einem aus Hügel- und Hochebenen, nebst einzelnen niedrigeren, an der Küste von Norden nach Süden streichenden Bergketten, bestehenden Vorlande. Ueber die granitischen und metamorphischen Gesteine ragen zahlreiche vulkanische Kegelspitzen empor; die durchschnittliche Kammhöhe beträgt 4500, weiterhin gegen Süden 4000 und südlich von Chiloé 1500 Meter. Einzelne Gipfel haben eine Höhe von 6—7000 Meter. Das starre, vegetationsarme Hochgebirge ist unwirthlich und öde, nirgends von freundlich grünen Thälern, wie in unseren Alpen, durchbrochen.

An Vulkanen besitzen die chilenischen Anden nach Leopold von Buch 24, nach Köppig 16; nach anderen befinden sich in der ganzen chilenisch-patagonischen Kette 23 Vulkanen, davon noch 9 in Thätigkeit. Zum Glück finden verheerende Ausbrüche fast gar nicht statt; als der thätigste erscheint der Vulkan von Chillan. Dagegen sind Erdbeben, gleichwie in Peru, sehr häufig; besonders stark waren diejenigen von 1570, 1647, 1657, 1730, 1751, 1822, 1824, 1835, 1871. Der Reichtum der Bewässerung in Chile ist außerordentlich. Auf den hohen Gebirgen entspringen tausende von Quellen und Bächen, die in jähem Lauf hinab in das tiefere Land eilen, sich zu nicht weniger als 53 größeren Flüssen vereinigen, in engen Felschluchten die Küstentäler durchschneiden und sich, wasserreich, aber wenig für die Schifffahrt geeignet, in den Großen Ozean ergießen. Wie in Peru und Bolivia ist das Klima ein sehr verschiedenes. Das nördliche Gebiet erhält fast gar keine Westwinde, die Ostwinde sind scharf und trocken; innerhalb fünfzig Jahren gab es hier nur einmal Regen. Unter diesem Einfluß erscheint das Vorhandensein der Wüste Atacama, 23—29° südl. Br., zwischen Meer und Anden, auf deren große sandige Landstrecken wir noch zurückkommen haben werden, erklärlich. Mehr südwärts wird Chile von den rüdlehenden Passat- oder Zugwinden getroffen, in Folge deren vom April bis August in der Regel Regen stattfindet. Valdivia hat vom Juni bis September Regen und ein milderes Klima; der Landstrich von Valparaiso bis Valdivia wird „der Garten der Neuen Welt“ genannt und gehört zu den geeignetsten Ländern der Erde, wie denn das Innere des Landes überhaupt weite Strecken lang die üppigste Vegetation und den verschiedenartigsten Pflanzenwuchs aufweist. An Mineralien finden sich in Chile ebenfalls große Mengen von Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Salpeter, Stein Salz u. s. w. Bedeutend ist auch die Ausbeute an Braunkohlen und auf der an der Südspitze gelegenen Insel Chiloé, wie den umliegenden kleineren Inseln, von vielen Millionen Seevögeln bewohnt, sind große Guanoflager vorhanden.

Die Bevölkerung Chile's ist in rascher Zunahme begriffen und zeichnet sich durch eine ungewöhnlich hohe Lebensdauer aus. So gibt der Census von 1854 2312 Personen im Alter von 80—90, 2741 im Alter von 90—100, und 588 im Alter von mehr als 100 Jahren, welche letzteren namentlich aufgeführt werden, an; der älteste Mann hatte ein Alter von 132 Jahren erreicht. Die Bewohner, unter denen sich, wie in Peru, viele Deutsche befinden, sind arbeitssam und beuten die Schätze des Landes nach Kräften aus, sodaß Ackerbau, Viehzucht und Bergwerksbetrieb in großer Blüthe stehen. Der letztere ist namentlich im Norden vorherrschend, wo sich die Bevölkerung um die Gruben und Hütten zusammendrängt. Durch Bau von Straßen und Eisenbahnen, Anlegung einer Ackerbauschule, Begründung eines eigenen Ministeriums für den Ackerbau und öffentliche Bauten, Errichtung einer Landeskreditkassa, Aufhebung der beschränkenden Majorate hat der Staat für die Hebung des Ackerbaues gesorgt. Dagegen ist die Industrie, abgesehen von den zahlreichen Mahlmühlen, den Schiffsbrotbäckereien, den mit Dampfmaschinen betriebenen Brauereien, den Seifensiedereien und der sich auf Anfertigung der wollenen Ponchos beschränkenden Handweberei, wenig entwickelt, während wieder der Handel eine große Ausdehnung gewonnen hat. Das Postwesen ist wohlgeordnet, der Verkehr zur See wird durch eine eigene Handelsflotte, sowie durch britische und französische Dampfer, welche bestimmte Fahrten mit zahlreichen Landungsplätzen haben, besorgt.

Auch mit dem Schulwesen ist es in Chile besser, als in Peru und Bolivia bestellt. Es gibt sowohl eine große Anzahl von Primärschulen wie auch Unterrichtsanstalten für das vorgerücktere Alter. Außerdem gibt es ein Seminar für Lehrer und ein solches für Lehrerinnen, zu denen in neuerer Zeit jedenfalls noch andere solcher Anstalten gekommen sind, Mittelschulen oder Kollegien, das Instituto Nacional in Santiago, verbunden mit der Universidad de Chile, jenes 1813, diese 1783 von den Spaniern gegründet, 1842 erneuert. Eine Bibliothek, eine Sternwarte und ein Nationalmuseum existiren gleichfalls mit diesem Institut. Besonderen Zwecken dienen die Bergakademie in Copiapo, die Handelsakademie in Quillota, die Militärakademie in Santiago, die Marineakademie in Valparaiso, die Steueramannschule in Ancud, die Akademie der schönen Künste in Santiago. Die Mönche und Nonnen widmen sich meist der Jugend- und Krankenpflege.

Die Hauptstadt des Landes, Sitz des Präsidenten und eines Erzbischofs, ist das durch Eisenbahn mit der Hafenstadt Valparaiso verbundene Santiago (116 000 Einwohner).

(Schluß folgt.)

Georg Gottfried Gervinus (Porträt Seite 424). Am 20. Mai sind es 75 Jahre, seit einer der vorzüglichsten deutschen Geschichtsschreiber, Georg Gottfried Gervinus, in Darmstadt das Licht der Welt erblickte. „Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen“, — wohl selten fand dieser schiller'sche Ausspruch eine treffendere Anwendung wie bei dem politischen und literarischen Wirken des Mannes, dessen naturgetreues Bildniß die vorliegende Nummer bringt. Während seine „Geschichte der deutschen Dichtung“ in mehr als einem Sinne Grund- und Eckstein unserer deutschen Literaturgeschichte geworden ist, an welchem sich hunderte und aber hunderte von kleineren Werken genährt haben und für alle Zeit einen Gradmesser für die Bedeutsamkeit und mächtige Anziehungskraft des entschiedenen Oppositionsmannes abgibt, hat man seine „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen“ ziemlich kühl, und sein letztes Werk „Shakespeare und Goethe“, zur Aesthetik der Tonkunst“ gerabzu ungünstig aufgenommen. Daß der herbe aber gerechte Schriftsteller in der „Geschichte der deutschen Dichtung“ ganze Entwickelungen und Talentreihen dazu verurtheilt, lediglich als Kuldürdiger für nachkommende Gestaltungsformen zu gelten und uns dadurch vor Ueber- oder Unterschätzung der deutschen Dichtung bewahrt, machte die Vergötterung vieler Dichterberühmtheiten stutzig, konnte aber den Beifall der urtheilsfähigen Leute nicht herabmindern. Daß aber der Geschichtsschreiber in der „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen“, mit der Entwicklung der preussischen und deutschen Politik zerfallen, die Gestaltung Deutschlands nach dem Kriege 1866 mißbilligte und auch die nationale Begeisterung des Jahres 1871 nicht theilen mochte, das konnten ihm die „Befinnungstüchtigen“, die Praktiker, welche nach jeder Schwenkung ihre Devise verändern, nicht verzeihen. Gervinus war ein Charakter, der an seiner Ueberzeugung unwandelbar festhielt. Im Jahre 1835 erhielt er die Professur für Geschichte und Literatur an der Universität Göttingen, wurde aber als einer der berühmten „Göttinger Sieben“, der sieben Professoren Dahlmann, die beiden Grimm, Ewald, Gervinus, Albrecht, Wilhelm Weber, die gegen den Verfassungsbruch protestirten, seines Amtes entsetzt und gerade er, Gervinus, weil er den Protest unter's Volk gebracht hatte, sofort des Landes verwiesen. Als die „Göttinger Sieben“ in die Fremde zogen, da wandte sich Gervinus nach Süddeutschland und später von dort nach Italien. Sein Aufenthalt in München galt vor allem der Kunst; mit regem Eifer besuchte er die Sammlungen der Stadt und die Ateliers ihrer Maler. Die Eindrücke, die er hierbei gewann, legte er in einer längeren Reihe von Aufsätzen nieder. Sie waren ganz von jener Bornehmheit getragen, die für die geistige Erscheinung des edlen Gervinus so charakteristisch ist; am höchsten aber unter all den Künstlern, denen er begegnet, stellte er schon damals den jugendlichen Kaulbach, den er den Gedankenmalers und den Verkörperer seiner Träume nannte. Auch in Rom, wo Kaulbach im Jahre 1838 weilte, trat er mit Gervinus in mannichfache Berührung und empfing von ihm die Anregung zu seinen späteren Schöpfungen. Dem wißbegierigen Kaulbach, der nur eine lärgliche Schulbildung genossen hatte, war der Meister der Wissenschaft ein stets willkommener Gast. Die Freundschaft, die im Süden geschlossen ward, blieb auch nach der Rückkehr in die deutsche Heimat bestehen und währte beinahe zwei Jahrzehnte lang; fast regelmäßig, wenn Kaulbach eine größere Arbeit vollendet hatte, die vervielfältigt ward, sandte er einen Abdruck derselben nach Heidelberg, wo Gervinus seit 1844 Honorarprofessor war; geistvolle Freunde vermittelten so manchen Gruß und Gedanken, und wenn Gervinus durch München kam, dann veräumte er nie, den Maler aufzusuchen, dessen Bedeutung er so früh erkannt. Auch im Sommer 1856 war dies der Fall; um den Gast zu ehren, wollte Kaulbach einen „Shakespeare-Abend“ veranstalten, wie er es scherzhaft nannte, und sorgsam suchte er alle Blätter hervor, alle Skizzen und Entwürfe, die er zu den Dramen des großen Briten komponirt; Gervinus sollte prüfen und raten, er sollte, wie schon oft vorher, einen Blick in die innerste Werkstatt künstlerischen Schaffens thun. Indeß es kam anders, als man dachte. Zu den zahlreichen Fragen, in welchen Gervinus von der Schablone abweichende Meinungen hatte, gehörte auch die Auffassung shakespear'scher Gestalten. In solchen Fällen blieb er dann jeder anderen Anschauung, ja selbst jeder Debatte unzugänglich. Die Blätter, welche Kaulbach entfaltet, entsprachen der künstlerischen Vorstellung des berühmten Forschers nicht, man bat ihn, sein Urtheil oder seine Rathschläge offen auszusprechen — Gervinus schwieg. So durfte man doch glauben, daß er wenigstens seine Meinungsverschiedenheit begründen oder seinem Tadel Luft machen werde, aber auch hier war alle Ermunterung vergeblich — Gervinus schwieg. Das Gefühl der Gegensätze, das andere berechtigt macht, hatte ihn stumm gemacht, er hatte von da ab den inneren Zusammenhang mit Kaulbach verloren. Schließlich wollen wir noch der politischen Thätigkeit des Gelehrten erwähnen. Gervinus wurde in dem sturmbewegten Jahre 1848 als Vertrauensmann der Hansestädte in den frankfurter Bundestag berufen, trat als Abgeordneter eines preussischen Wahlbezirks in die Nationalversammlung und hielt sich hier zur gager'schen Partei. Bedeutenden Einfluß auf die große Menge übte seine 1847 in Heidelberg begründete „Deutsche Zeitung“. Ueber den Gang der Dinge im August 1848 verstimmt, trat er aus der Nationalversammlung aus und lebte, grollend wie der olympische Donnerer, nur seinen Studien. Die Frucht dieser Studien, sein Hauptwerk, die schon oben angeführte „Geschichte der deutschen Dichtung“, ist ein Nationalwerk ersten Ranges, durch welches die wissenschaftliche Literaturgeschichte begründet

wurde. Auf dem so gewonnenen Boden gab er im Jahre 1849 seine Arbeit über Schafspeare, die den großen Briten fast zu einem eingeborenen Geiste machte und welcher die englische Literatur nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen vermag, heraus. Seit wir uns unter Gerwinus' Leitung im Geiste anderer Völker umgesehen, lehrten wir urtheilsreifer nach dem eigenen Rufentempel heim und lernten an fremdem Maße den eigenen Besitz abschätzen. Dafür wird der Dank der Wissenschaft dem am 18. März 1872 heimgegangenen Gerwinus in der Geschichte der Kultur für alle Zeiten ein ehrendes Andenken sichern.

Dr. M. T.

Sauya-el-Istad in der Dase Kusra. (Bild Seite 425.) Wir haben in Nr. 17 des laufenden Jahrgangs der „Neuen Welt“ erzählt, daß im nördlichen Afrika eine islamitische Jesuitengesellschaft, Snußi genannt, besteht und bringen heute die Abbildung der Residenz des Jesuitengenerals Sidi-el-Mahdi, das stattliche einer Bergfestung gleichende Sauya-el-Istad. Es ist ziemlich gleichgültig, ob dem Gründer der christlichen Jesuiten, Ignatius Loyala, diese mohamedanischen Fanatiker als Vorbild gedient haben, oder ob es umgekehrt der Fall war. Der Afrikareisende Schweinfurth berichtet merkwürdige Dinge über die auffallende Uebereinstimmung der Klostersanordnung und der Ordensregeln der Snußi und Jesuiten. Jedenfalls sind beide Sorten geriebene Hänkeschmiede. Der Afrikareisende Gerhard Kohns, der bekanntlich in der Nähe von Sauya-el-Istad in der Dase Kusra ausgeplündert worden ist, hält die Snußi für die Anstifter dieser Schandthat. Wie sie den Verdacht von sich abzuwälzen bemüht waren, schildert Kohns folgendermaßen: „Während im Anfang unseres Aufenthalts in der Dase Kusra die Bewohner von Sauya-el-Istad sich so feindselig gegen uns verhielten, daß sogar unsere arabischen Begleiter den Zutritt zu diesem Ort unterjagt wurde, brachte nach unserer Ausplünderung das Erscheinen Sidi-el-Husseins, der rechten Hand des Sidi-el-Mahdi, einen vollkommenen Umschwung hervor. Während vorher und auch noch zwei Tage nach unserer Verabingung schon die bloße Annäherung an Sauya-el-Istad für eine Frevelthat angesehen wurde, kam jetzt der fromme Mann selbst, um sein Bedauern wegen des Ueberfalls auszusprechen und bemühte sich, so viel wie möglich die Mitschuld an jener Schandthat ganz von den Schultern eines seiner Brüder, des Sidi Aghil, abzuwälzen durch die einfache Erklärung, er gehöre gar nicht zu den Chuan (Genossen) der Snußi. Er brachte drei Ziegen, Datteln, Zwiebeln als Gastgeschenk, wodurch die Snußi ihre aufrichtigen Gesinnungen bethätigen wollten. Nach einigen Tagen kam der gute Mann wieder und sagte in echt jesuitischer Manier, er habe gehört, ich hätte mich gewundert, daß die Snußi keine Früchte aus ihrem Garten mitgeschickt hätten. Auf meine Entgegnung, daß eine solche Aeußerung meinerseits nicht gefallen sei, erwiderte er: „Wie dem auch sei, sende einen der deinigen mit einem Lastesel; er soll unsern Garten besuchen, und was er an Früchten findet, mag er mitnehmen, du selbst aber und Stecker Essendi werdet besser thun, nicht zu kommen.“ Kohns vertraute mit dieser interessanten Mission, den Garten der Chuan der Snußi zu besuchen, seinen Reisegefährten Franz Edart aus Apolda, dem wir auch unsere Abbildung von Sauya-el-Istad verdanken. In Begleitung eines Arabers brach Edart am nächsten Morgen auf. Vor sich her trieben die beiden einen mit Hängelörben versehenen Esel, der den Gartensegen tragen sollte. Der Garten lag etwa fünf Kilometer von dem Lager der rohlfischen Karawane. An der Eingangsthür wurde Edart von einigen Chuan empfangen, welche ihn sodann in dem wohlgepflegten und schönen Garten umherführten. Wo nur irgend eine vorzügliche Frucht bemerkt wurde, brachen sie selbe, und sie wanderte in den Korb. Drangen, Citronen, Melonen, Granatäpfel und herrliche Datteln waren das Resultat dieser Inspektion. Daß aber auch Wein und Oliven dort gedeihen, bewies eine Nebenpflanzung, die sich als langer Gang in Kreuzform durch den ganzen Garten zog, und schön belaubte Olivenbäume, welche den am Boden gedrückten Gemüse-, Eierfrüchten, Tomaten und Pfeffer Schatten gaben. Natürlich predigen auch die Snußi dem Volke Wasser und trinken Wein. Von hier aus gewann Edart denn auch auf das nahegelegene Sauya-el-Istad einen Blick. Das beigegebene Bild ist von Südwesten aus gezeichnet und gibt mit großer Treue diesen merkwürdigen Ort wieder. Links liegt der große Garten, während man Sauya-el-Istad auf steinigem, unfruchtbarem Boden erbaut hat. Der Ort ist von einer hohen Steinmauer umgeben, hat im Innern eine große Moschee, ein Hauptgebäude für den Ordensvorsitzer, eine Schule und andere Wohnungen für die Chuan, für einige Kaufleute und die vielen Sklaven der Chuan. Freie Bewohner umfassen die Ringmauern von Sauya-el-Istad etwa 250. In der Nähe des besetzten Dries stehen auch noch einige baufällige Gebäude. Das

Klostergebäude der Snußi ist von geschickten Maurern aus Kairo angeführt worden, so daß es sich in Bezug auf Festigkeit und Regelmäßigkeit vortheilhaft von den anderen es umgebenden Stein- und Erdlumpenwohnungen unterscheidet. Bei seiner Rückkehr wurde Franz Edart und der vollbeladene Esel mit großem Jubel begrüßt. Von den Früchten wurde gleich eine große Partie an die eingeborenen Begleiter der rohlfischen Expedition vertheilt und mit besonderer Ehrfurcht von ihnen in Empfang genommen; kamen sie doch aus dem heiligen Garten, und hatten die Bewohner der Dase Kusra doch noch nie Gelegenheit gehabt, aus dem Garten ihrer Geistlichkeit Früchte zu bekommen. Die Chuan der Snußi sind gewohnt, Geschenke zu empfangen, jedoch nie von ihrem Ueberfluß zu geben; aber dafür ertheilen sie ihren Segen. Um diesen Ueberfluß in der Wüste glaubwürdig zu machen, sind wir den Lesern eine Berichtigung in Betreff der Bodenverhältnisse der Sahara schuldig. Die „Wüste“ zwischen den Gestaden des Atlantischen Ozeans bis zu den Gebirgen Rubiens und Aegyptens ist keineswegs so ganz das trostlose sandige und steinige Tiefland, wie man früher glaubte, sondern ihre Plateaus sind voll Einsenkungen, die selbst feste Ansiedelung des Menschen gestatten und den Wanderstämmen Weidgrund bieten. Zumal ist dies in dem Wüstenheil, wo Sauya-el-Istad gelegen ist, und in der libyischen Wüste der Fall, wo die Einsenkung südlich von Kyrenaika sich über 10 Breitengrade erstreckt und bei Bir Nessam 104 Meter unter der Meeresoberfläche erreicht. Das Kettengebirge des Atlas, welches die Sahara von Agadir im Westen bis Tunis im Osten durchzieht, gestattet nur die Bildung kleiner Küstenflüsse, wie Scheliff, Tafna, Zsly u. a. m. sowie zahlreicher Binnensflüsse, welche in den geschlossenen Längenthälern von Salzseen aufgenommen werden und sich in Sümpfen verlieren. Bedeutendere Gewässer sind also selten, dagegen ist hier das Gebiet der Regenbäche, die bei einem Gewitterregen plötzlich von verheerender Größe anschwellen, um ebenso rasch wieder zu versiechen. Ganz anders, wo der tropische Regen mit seiner Wasserfülle regelmäßig eintritt; da weicht die Wüste der Steppe und fruchtbaren Landschaft des Sudän. Ueber die Beschaffenheit des noch wenig bekannten Sudän werden wir nicht lange mehr im Unklaren schweben, d. h. vorausgesetzt — wenn der Tod unsere Pioniere der Wissenschaft nicht hinrafft. Der Vorstand der „Afrikanischen Gesellschaft“ in Berlin hat nach der Rückkehr des Dr. Kohns nach Deutschland dessen bisherigen Begleiter Dr. Stecker ermächtigt, von Kusra nach Borum zu reisen und von dort gegen den Congo vorzudringen; als der günstigste Weg bietet sich der durch Adamaoua dar, während der von Aegypten aus gemachte Vorschlag, über dieses Land nach Madai zu gehen, der Fortsetzung der Reise von da aus nach dem Süden größere Schwierigkeiten in den Weg legen würde. Von Dr. Buchner sind günstige Nachrichten eingetroffen; wahrscheinlich ist derselbe schon längst in der Residenz des mächtigen Muato Jamno eingetroffen. Dr. Venz hat sich bestimmen lassen, statt im Hohen Atlas Forschungen anzustellen, nach Timbuktu zu reisen. Wie aus Marocco berichtet wird, hat er den Atlas bereits überschritten und ungeachtet der Schwierigkeiten, die der Fanatismus der Bewohner ihm gemacht, die Residenz Tizer erreicht, von wo er seinen Eintritt in die Sahara und seine weitere Reise nach Timbuktu unternehmen wird. Wenn wir nun noch die Berichte des Dr. Hildebrandt über Land und Leute von Madagaskar, die bei der Berliner Geographischen Gesellschaft eingetroffen sind, anführen, so haben wir alles berichtet, was seit dem Abschluß unseres Artikels „Afrika und seine Erforschung“ von deutscher Seite geleistet worden ist. Der größte Binnensee Afrikas, der Tanganjika, fordert schon den Weststreit der drei europäischen Kulturvölker heraus. Veranlaßt durch die Errichtung einer deutschen Station am Tanganjikasee, ist nun auch eine französische Expedition ausgerüstet, um in Niagara, zwischen Zanibar und dem Tanganjikasee, gleichfalls eine Station zu errichten. Der Engländer Tompion hat mit dem Missionar Stuart das Südennde des Tanganjikasees erreicht und hier erkannte, daß das Steigen des Sees nur periodisch und daß der Bugafluß ein Ausfluß des Sees ist — beide Ergebnisse stehen der Ansicht Stanley entgegen. Eine Transportgesellschaft zwischen der Küste des Indischen Ozeans und dem See wird eingerichtet werden, auch hat ein englischer Philantrop — Ashinton in Leeds — eine namhafte Summe für Etablierung des Dampferverkehrs auf dem See hergegeben. Zum Schluß noch einige Nachrichten von dem erfolgreichsten aller Afrikaerforscher, dem Amerikaner Henry Morton Stanley. Die letzten Berichte seiner Afrikaexpedition sind vom 31. Januar und zwar aus dem Lager bei Biwi, gegenüber der zweiten Stromschnelle, oberhalb Ndli's, der letzten europäischen Handelsstation am rechten Ufer des Congostromes. Es würde uns nicht Bunden nehmen, wenn der Amerikaner Stanley, wie einst mit Livingston, mit dem Oesterreicher Stecker im Hochland Centralafrikas zusammenträfe. Glück auf!

Inhalt. Idealisten, von Rudolf Lavant (Fortsetzung). — Ueber deutsche Familiennamen, von M. Wittich (Schluß). — Wohnungsheizung und Ventilation, von Rothberg-Lindener (Fortsetzung). — Irrfahrten, von L. Rosenberg (Fortsetzung). — Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph v. B. (Fortsetzung). — Die Republiken Südamerikas in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Historische Skizze von Dr. M. Vogler (Fortsetzung). — Georg Gottfried Gerwinus (mit Porträt). — Sauya-el-Istad in der Dase Kusra (mit Illustration).

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig. Verlag von W. Fink in Leipzig. — Druck der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.